

Anzeiger für die Altertumswissenschaft

Schriftleitung:
Simon M. Zuenelli

Leopold-Franzens-Universität Innsbruck
Institut für Klassische Philologie und
Neulateinische Studien

INHALT

Besprechungen

Groß, J. Antike Mythen im schwäbischen Gewand. Gustav Schwabs Sagen des klassischen Altertums und ihre antiken Quellen. Göttingen 2020 (W. Schubert). 170–176.

Gundlach, I. Poetologische Bildersprache in der Zeit des Augustus. Hildesheim/Zürich/New York 2019 (N. Mindt). 177–181.

Körfer, A.-L. Kaiser Konstantin als Leser. Panegyrik, Performance und Poetologie in den ›Carmina‹ Optatians. Berlin/Boston 2020 (G. Pipitone). 182–184.

Kostopoulos, K. Die Vergangenheit vor Augen. Erinnerungsräume bei den attischen Rednern. Stuttgart 2019 (G. Maltagliati). 185–190.

Meusel, E. Pindarus Indogermanicus. Untersuchungen zum Erbe dichter Sprachlicher Phraseologie bei Pindar. Berlin/Boston 2020 (E. Tichy). 191–197.

Schlip, C. Typen, Gruppen und Individuen bei Livius. Untersuchungen zur Darstellung und Funktion historischer Akteure in ›Ad Urbe Condita‹. Berlin/Boston 2020 (D. Pausch). 198–201.

Sirchich von Kis-Sira, A. Der Aeneis-Kommentar von Juan Luis de la Cerda (1612). Kritische Edition, Übersetzung und Erschließung des ersten Buches. Hildesheim/Zürich/New York 2020 (St. Zathammer). 202–208.

Wellmann, T. Die Entstehung der Welt. Studien zum Straßburger Empedokles-Papyrus. Berlin/Boston 2020 (S. Trépanier). 209–214.

Besprechungen

JONATHAN GROß

Antike Mythen im schwäbischen Gewand. Gustav Schwabs Sagen des klassischen Altertums und ihre antiken Quellen

Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 2020. 358 S. Gr.-8°

(*Rezeption der Antike*, 6.)

Die schönsten Sagen des klassischen Altertums von Gustav Schwab, die (in drei Bänden) 1838–1840 erstmals erschienen, erlebten allein bis 1900 zwanzig Auflagen; sie wurden bzw. werden immer wieder neu aufgelegt und mach(t)en Tausende von Leserinnen und Lesern zumeist bereits in ihrer Jugend mit der griechischen Mythologie vertraut. Nachdem sich die Forschung lange Zeit mit Gustav Schwab und seinem Werk eher sporadisch befasst hatte, belebte sie sich in den letzten Jahren deutlich. Ein Desiderat blieb bislang die Antwort auf die spannende Frage nach Schwabs Quellen und seinem Umgang mit ihnen.

Diese Frage steht im Zentrum der hier zu besprechenden Monographie von Jonathan Groß. Es handelt sich dabei um die geringfügig überarbeitete Fassung einer Dissertation, die unter dem Titel *Gustav Schwabs Sagen des klassischen Altertums und ihre antiken Quellen* an der Philosophischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf im Wintersemester 2017/18 angenommen wurde. Das Buch gliedert sich in eine Einleitung, betitelt *Schwab und die Mythen* (S. 11–41); daran schließt sich der Hauptteil an, überschrieben mit *Quellenanalyse* (S. 42–287). Auf eine gehaltvolle Schlussbemerkung (S. 288–292) folgen eine englische Zusammenfassung (S. 293–297) sowie drei Anhänge (S. 298–312). Beschlossen wird das Werk mit einem Abkürzungs-, Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 313–343), einem Register der griechischen und lateinischen Belegstellen (S. 344–357) sowie einem Sachregister (S. 358).

Die fundierte Einleitung gibt Aufschluss über Schwabs Biographie und den Weg, der zu seinem überaus erfolgreichen Sagenbuch führte. Schwab lehrte von 1818 bis 1837 am Stuttgarter Oberen Gymnasium als Professor der alten Sprachen. Sein Haus war ein Mittelpunkt des Stuttgarter literarischen Lebens. Als Redakteur und Berater des Cotta-Verlags war es Schwabs besonderes Anliegen, die antike Literatur zu popularisieren. So gab er beispielsweise zusammen mit Gleichgesinnten seit 1826 eine Reihe mit dem Titel *Griechische und römische Prosaiker und Dichter in neuen Uebersetzungen* heraus. Ein anderes literarisches Unternehmen war die Herausgabe von deutschen Volkssagen sowie ein umfangreiches *Buch der schönsten Geschichten und Sagen*. Offensichtlich reifte bei diesen beiden Unternehmungen in Schwab der Plan zu den *Schönsten Sagen des klassischen Altertums*. Der große buchhändlerische Erfolg dieses Werks brachte Übersetzungen in verschiedene Sprachen mit sich; so entstand z. B. bereits 1839–1841 eine Übersetzung ins Schwedische.

Schwabs Zielpublikum war nicht die philologische Fachwelt, sondern die (Schul-)Jugend. Aber auch von der philologischen Zunft wurde er wahrgenommen, und mehrere Neuauflagen seiner *Schönsten Sagen* enthalten Paratexte von Fachvertretern wie Ernst Beutler (1909) oder Werner Jäger (in einer 1946 in New York erschienenen Übersetzung). In den Fokus neuen wissenschaftlichen Interesses geriet Schwab vor allem im Zusammenhang mit den in den 1990er Jahren aufkommenden Forschungen zur sich mit der Antike befassenden Kinder- und Jugendliteratur. In ihnen wird die Frage nach den Quellen für Schwabs Werk zwar gelegentlich angerissen, doch handelt es sich dabei öfter um Mutmaßungen oder um unkritische Übernahmen von Aussagen Schwabs zu diesem Thema, weniger um belastbare Nachweise. Groß geht dieses Thema systematisch an mit dem Ziel, über rein positivistische Dokumentation hinaus Aufschluss über die Konzeption und die Arbeitsweise Schwabs zu gewinnen. Bereits auf S. 12 nimmt Groß vorweg, „dass die antike literarische Überlieferung der Mythen für Schwab nicht nur eine allgemeine Inspirationsquelle war, sondern dass ihr Einfluss bis in einzelne Formulierungen hinein nachzuweisen ist. Schwab schöpfte aus einem Fundus von Texten, die er in freier Kombination zu geschlossenen Handlungen mit wörtlichen Anklängen

an die Prätexte zusammenstellte.“¹ Es ist zwar etwas riskant, derlei Erkenntnisse, die aus der folgenden ausführlichen Quellenanalyse resultieren, hier bereits vorwegzunehmen, da der Verdacht eines zirkelschlüssigen Verfahrens aufkommen könnte, doch zerstreut der weitere Verlauf der Arbeit solche Bedenken.

Schwab selbst hat seine Methode bereits im Vorwort zur ersten Ausgabe seines Werkes, das auch in spätere Auflagen aufgenommen wurde, angedeutet: „In vorliegendem Buche nun wird der Versuch gemacht, die schönsten und bedeutungsvollsten Sagen des klassischen Altertums den alten Schriftstellern und vorzugsweise den Dichtern einfach und vom Glanze künstlerischer Darstellung entkleidet, doch, *wo immer möglich, mit ihren eigenen Worten* nachzuerzählen.“ In Groß' Untersuchung zeichnet sich recht schnell ab, dass Schwab diese Maxime im Prinzip beherzigt, doch ist nach Groß „immer damit zu rechnen, dass Schwab auch mythographische Hilfsmittel wie Hederichs Lexikon² in Anspruch nahm“ (S. 57). Natürlich bestimmt hauptsächlich die für einzelne Mythen bzw. Mythenkreise unterschiedliche Quellenlage Schwabs Vorgehensweise. Diese unterscheidet sich von dem eines Lexikographen prinzipiell dadurch, dass er zwar sehr viele Mythenvarianten kennt, sich aber in der Regel jeweils für eine einzige davon entscheidet, der er in erster Linie folgt. Zu Recht resümiert Groß später in seiner Schlussbetrachtung, „dass Schwab sich keinesfalls bemüht hat, so viele widerstreitende Details wie möglich in seine Mythen Erzählung zu integrieren“ (S. 290). Hermeneutische Schwierigkeiten, die durch Mehrfachüberlieferung und entsprechende Varianten entstehen, übertünche Schwab durch die „Eleganz seiner Nacherzählung“ (S. 62). Was die Frage betrifft, in welcher Form Schwab seine Prätexte herangezogen habe, spricht vieles dafür, dass er auf Originaltexte zurückgriff; doch anlässlich eines in sich nicht stimmigen Konglomerats, das Schwab einmal aus der Kombination zweier Prätexte vorgenommen hat, meint Groß: „Möglicherweise ist er

¹ Vgl. auch S. 19: „Schwabs Nacherzählung erweckt bei dieser intertextuellen Analyse den Eindruck einer collagierten freien Übersetzung antiker Texte, wobei sich im Einzelfall wörtliche und freie Übersetzung nicht scharf voneinander trennen lassen. Manche Sätze oder Satzteile entsprechen wortwörtlich einer Passage eines lateinischen oder griechischen Prätextes, andere sind ihnen in einzelnen Formulierungen nachempfunden, wieder andere haben inhaltliche Bezüge ohne direkte wörtliche Entlehnungen – und schließlich, eher selten, bringt Schwab selbstgedichtete Zusätze.“

² B. Hederich: *Gründliches mythologisches Lexikon*, zuerst erschienen Leipzig 1724.

stärker von Übersetzungen abhängig, als man es bei einem Lehrer der alten Sprachen erwarten dürfte“ (S. 93).

Schwab hat seine *Schönsten Sagen* ursprünglich in drei Bände und diese wieder in einzelne Bücher gegliedert (siehe Anhang 1 bei Groß S. 298–305). Für seine Analyse trifft Groß eine Auswahl: Aus Band I behandelt er Buch 1, das von ihm die Überschrift *Aus der mythischen Frühzeit der Menschheit* erhält, Buch 2, das die Argonautensage bietet, Buch 3, das Groß mit *Helden und Antihelden* betitelt, und Buch 4, dem Groß den Titel *Aus der Herkulesage* gibt. Dazu kommt Band II als ganzer, dem Schwab selbst die Überschrift *Die Sagen Troja's von seiner Erbauung bis zu seinem Untergang* gab.

Schon Groß' Analyse des ersten Buchs des ersten Bandes, das auf heterogenen Prätexten beruht, lässt die Grundzüge von Schwabs Vorgehen exemplarisch erkennen. Groß macht darauf aufmerksam, dass Schwab hier die Auswahl und Reihenfolge der Sagen nicht zufällig vornahm, sondern solche Mythen auswählte, die jeweils mehrfach in der griechischen und römischen Literatur behandelt wurden (S. 44). Nach der Analyse dieses Buches resümiert Groß, dass Schwab „vor allem zusammenhängende, in sich schlüssige Versionen der Mythen zu geben beabsichtigte, quasi eine Vulgata, in der er zwar gelegentlich konkurrierende Versionen miteinander vereint und harmonisiert (beispielsweise im Prometheus-Kapitel), sich aber im Großen und Ganzen auf möglichst vollständige und in sich abgeschlossene Prätexte bezieht“ (S. 99 f.). Was Buch 2 betrifft, das sich zur Gänze der Argonautensage widmet, kommt Groß zum Schluss, Schwab sei „bei aller Simplifizierung eine Nacherzählung von eigenem Reiz gelungen, eine flüssige Lektüre, deren Grundzüge mit den *Argonautika* des Apollonios Rhodios übereinstimmen“ (S. 149). Die sich anschließenden Analysen, die nochmals genauso viel Raum einnehmen wie Groß' Studie bis zu diesem Punkt, schärfen das Profil und präzisieren Einzelheiten, ohne fundamental Neues hinzuzufügen.

Insgesamt ergibt sich für Schwab durch Groß' Studie das Bild eines äußerst kenntnisreichen und in den alten ebenso wie in der deutschen Sprache höchst versierten Autors, dem es mit seinen Kompendium gelang, aus zahlreichen Prätexten in sich stimmige, oftmals sehr umfangreiche, stets kohärente Prosa-versionen zu schaffen. Schwab verliert nie den Überblick; inhaltliche oder erzählerische Schwächen lassen sich in den von Groß analysierten Partien an einer Hand abzählen. Da Schwab sein Werk ausdrücklich nicht zur Moralerziehung schrieb, sondern mit dem Ziel, der heranwachsenden Jugend literarisches

Grundwissen zu vermitteln, unterbleiben Bezugnahmen auf das jüdisch-christliche Weltbild, die vor allem zu Beginn von Buch 1 (Prometheussage) nahegelegt hätten; Schwab stellt in seinem Vorwort solche Bezugnahmen der mündlichen Unterweisung durch Väter oder Lehrer anheim. Der Umstand, dass Schwab Erotisches weitgehend ausklammert oder verschleiert, ist ebenfalls der Rücksicht auf ein jugendliches Zielpublikum verpflichtet.

Was die sprachliche Seite von Groß' Monographie betrifft, so ist die Diktion des Autors durchweg sehr klar und auf hohem stilistischen Niveau.³ Das Buch ist sorgfältig redigiert und weist so gut wie keine orthographischen Mängel auf.⁴ Allerdings verfährt Groß uneinheitlich, was die Auszeichnung von (antiken und modernen) Werktiteln betrifft, die bald in Normalschrift, bald kursiv erscheinen. S. 144–149 herrscht ein massives Layoutproblem, das zu einer falschen Textstruktur (Einrückungen, Absatznummerierungen) führt. S. 289 fehlt offensichtlich ein Schaubild, das im Text sowie in der dazu gehörenden Anmerkung erläutert wird. Etwas ungeschickt, da den Lesefluss hemmend, ist die graphisch zerstückelte Präsentation der Kombination von Schwabs Originaltext, der diesem zugrundeliegenden Quelle und der Übersetzung dieser Quelle.⁵

Sehr dankbar ist man für das Register von rund 1.215 griechischen und lateinischen Belegstellen, die auf einen Blick erkennen lassen, welche antiken Autoren für Schwab in den von Groß ausgewählten Passagen eine besondere Bedeutung hatten: vor allem Apollonios Rhodios, Apollodor, Diodor, Euripides, Hesiod, Homer, Hygin, Ovid, Pindar, Quintus von Smyrna, Sophokles und Vergil, aber auch Claudian, Horaz, Lukian, Moschos, Nonnos, Pausanias, Theokrit, Valerius Flaccus und Xenophon. Demgegenüber ist das äußerst magere,

³ Eine grammatikalische Entgleisung S. 233 (die Substantive „Entführung“ bzw. „Sujet“ werden in der Folge durch das männliche Personalpronomen „er“ vertreten) ist vermutlich ein durch nachträgliche Korrekturen verursachtes Versehen.

⁴ S. 179 muss es „Salmoneus“ statt „Salmononeus“, S. 332 „Année“ statt „année“ heißen.

⁵ Groß zitiert im Haupttext (petit und eingerückt) jeweils Passagen aus Schwab und unmittelbar darunter das entsprechende antike Pendant im Original, verbannt jedoch die Übersetzung des antiken Textes in eine Fußnote. Leserfreundlicher wäre es gewesen, die Übersetzung ebenfalls in den Haupttext in unmittelbare Nähe zum Originaltext zu platzieren.

gerade einmal eine Seite füllende Sachregister in der jetzigen Form wenig hilfreich.⁶

Leider hat sich Groß (oder der Verlag?) dazu bewogen gefühlt, den nüchternklaren Titel der ursprünglichen Dissertation *Gustav Schwabs Sagen des klassischen Altertums und ihre antiken Quellen* für die Publikation zum Untertitel zu degradieren und *Antike Mythen im schwäbischen Gewand* als vermeintlich griffigeren und pointierten Haupttitel zu wählen. Das erweckt natürlich gewisse Erwartungen; doch auch nach der Gesamtlektüre des Werks⁷ erschließt sich nicht, inwiefern hier ein „schwäbisches Gewand“ vorliegt. Weder ist Schwabs Sprache schwäbisch oder von entsprechenden Solözismen geprägt (zumindest benennt Groß keine), noch sind sonst irgendwelche Elemente zu finden, die den Mythen eine wie auch immer geartete schwäbische Note geben. Oder soll der Titel ein Wortspiel mit dem Namen des Autors implizieren? Erst auf der letzten Umschlagseite wird signalisiert, was mit dem Titel gemeint sein soll; doch die diesem Paratext zu entnehmende Begründung, die sich im Übrigen nicht einmal mit einem der gängigen Schwabenklischees in Verbindung bringen lässt, ist alles andere als triftig: „Allerdings führte sein [sc. Schwabs] Bestreben, ‚alles Anstößige‘ zu entfernen, zu einer entschärften Darstellungsweise insbesondere hinsichtlich der Götterhandlung und Erotik, so dass seine Nacherzählung bei aller textuellen Nähe zur antiken Literatur doch keinen ganz authentischen Einblick in den antiken Mythos bietet, sondern eben antike Mythen im schwäbischen Gewand“. Davon abgesehen, dass es fraglich ist, ob es einen „authentischen“ Einblick in „den“ antiken Mythos überhaupt geben kann, wird hier der Eindruck erweckt, als sei „ad usum Delphini“ verfasste Literatur etwas typisch Schwäbisches, wenn nicht gar ein Alleinstellungsmerkmal des Schwäbischen.

⁶ Die insgesamt 39 Lemmata (eigentlich 38; denn das Stichwort „Lachen“ erscheint doppelt – und es ist jeweils „Lachen“ mit kurzem -ä- gemeint) muten ziemlich willkürlich ausgewählt an. Wenn man „Götter“ aufnimmt, sollte man auch „Helden“ erwarten dürfen; wenn „Komödie“ einen Platz hat, sollte dies auch für „Tragödie“ gelten etc.

⁷ In Groß' Abhandlung gibt es nur einmal eine (eher belanglose und für die Sache entbehrliche) Bemerkung, die sicherlich nicht rechtfertigt, vollmundig von einem „schwäbischen Gewand“ des antiken Mythos zu sprechen: „Ein markanter Unterschied liegt jedoch in der Übertragung von *experiens laborum*, das Schwab in ein typisch schwäbisches, tauglich zur Arbeit' überträgt [...]“ (S. 65).

Aber diese letzten Bemerkungen (eines Nichtschwaben übrigens!) wollen und können den positiven Gesamteindruck und das Verdienst von Jonathan Groß' Publikation nicht schmälern. Seine gründlich recherchierte, klug gegliederte, sorgsam abwägende, stringent argumentierende und flüssig geschriebene Monographie über Gustav Schwab stellt einen wichtigen Beitrag zu einem bislang vernachlässigten Gebiet der Antike-Rezeption und darüber hinaus zur Geschichte der Klassischen Philologie insgesamt dar.

Ruprecht-Karls-Universität
Heidelberg

Werner Schubert
Werner.Schubert@urz.uni-heidelberg.de

ISA GUNDLACH

Poetologische Bildersprache in der Zeit des Augustus

Hildesheim/Zürich/New York, Olms. 2019. 321 S. Ill. 8°
(*Spudasmata*, 182.)

Isa Grundlachs 2019 erschienene Monographie stellt die leicht überarbeitete Fassung ihrer Tübinger Dissertation aus dem Jahre 2016 dar. Gundlach unternimmt darin den Versuch einer systematischen Zusammenschau poetologischer Aussagen, die von römischen Dichtern der augusteischen Zeit als bildersprachliche Phänomene in ihren Texten selbst dargeboten wurden. Mit dem in dieser Untersuchung neugeprägten Begriff ‚Metaphernsyntax‘ geht Gundlach den Funktionsmechanismen bildhafter Sprache als Teil der impliziten Literaturtheorie nach, wie sie in der Einleitung (S.1–22) darstellt: Sie definiert den Begriff ‚Bildersprache‘, ausgehend von antiker Rhetorik und Poetik bis hin zu Blumenberg und Lakoff/Johnson mit Anlehnung an die Substitutionstheorie. Mit dem Ausdruck ‚Metaphernsyntax‘ lasse sich auch Variation auf der Bildebene darstellen und werde daher als analytisches Werkzeug genutzt, um „das Grundprinzip bildlich-poetologischer Sprache bei den augusteischen Dichtern zu verstehen“ (S. 13), welches von einer Vielfalt in der Bildlichkeit und ihrem Bedeutungsspektrum geprägt sei. Gundlach definiert als Anliegen ihrer Untersuchung, „anhand ausgewählter Sprachbilder der augusteischen Dichter aufzuzeigen, wie bildhaft-poetologische Sprache differenziert verstanden werden kann, und hierdurch den Eigenwert der ‚römischen Metaphern‘ insofern zu erkennen, als durch sie höchst individuelle Dichteraussagen getroffen werden“ (S. 14). Ein Einblick in die Forschungslage und ein Abschnitt zu Visualisierung der Sprachbilder, dessen durchaus begrüßenswerter Blick über die Philologie hinaus zunächst etwas zu weit zu führen scheint, dessen Rekurs auf wahrnehmungspsychologische Komponenten dann aber mit Blick auf die Mindmaps plausibel wird, schließen die Einleitung ab.

Die sechs Mindmaps, die sich im Anhang befinden, gehen jeweils von einem Zentralbegriff der untersuchten Bildkomplexe aus, dem untergeordnete Merkmale zugeordnet werden, von dem wiederum weitere Untermerkmale ausgehen. So werden in der Tat die Komplexität und Verwobenheit der Bildelemente augenfällig gemacht (oder, wie auf dem Buchrücken zu lesen ist: „Unterstützt

wird die Darstellung des Bildrepertoires durch Visualisierungen, die weitere Einblicke in die inter- und intratextuelle Dimension der Sprachbilder erlauben.“).

Wie bei jedem Systematisierungsversuch kann man bei einzelnen (Unter-)Kategorien und/oder Zuordnungen anderer Meinung sein, doch eine Zusammenchau in einer Monographie und in sechs visuellen Darstellungen ist dennoch sehr willkommen, um die scheinbar topischen poetologischen Bilder gerade im Vergleich untereinander (wieder) in ihren Besonderheiten zu erkennen.

Man könnte gar fragen, ob die Richtung der visuellen Darbietung von Gemeinsam- und Unterschiedlichkeit, von Vernetzung und Überlagerung nicht noch hätte weitergeführt werden können oder gar müssen: Wäre hier nicht Gelegenheit gewesen, das gedruckte Medium um digitale Dimensionen zu erweitern, eben gerade um „die Assoziationsketten, denen die Bildung von Sprachbildern in den durch die Tradition vorgegebenen Grenzen folgt, nachzubilden und auf diese Weise das sowohl auf sprachlicher als auch auf inhaltlicher Ebene verortete Phänomen der Metaphernsyntax sichtbar zu machen“ (S. 271)? Denn Gundlach betont zurecht, dass es sich um „prozedurale Bilder mit einer starken dynamischen Komponente“ handelt. ‚Metaphernsyntax‘ ist fast selbst ein Bild, um diese Dynamik zu fassen.

Obgleich Gundlach selbst die Grenzen der Unterscheidung „bildhaft“ – „nicht-bildhaft“ einräumt, nutzt sie auch diese zur Beschreibung, wie unterschiedlich einzelne Elemente in einer Passage zusammengesetzt werden können.

Gundlach untersucht sechs Sprachbilder, die den Prozess des Dichtens abbilden oder die Art der Dichtung selbst, also Gattung, Form, Stil, Inhalt, Erstlingsanspruch, dauernden Ruhm, Mühseligkeit der Arbeit – kurzum: „Theoriefragmente einer impliziten Poetologie“ (S. 270) – darstellen. Es sind: „Der Weg des Dichters“ (Kap. 2), „Der Dichter als Wagenfahrer“ (Kap. 3), „Das Schiff der Dichtung“ (Kap. 4), „Wasser als Quelle der Dichtung“ (Kap. 5), „Dichten als Handwerk“ (Kap. 6) und „Das Bauwerk der Dichtung“ (Kap. 7). Jedes Kapitel wird mit einem Resümee zum jeweiligen Sprachbild abgeschlossen, nachdem zuvor verschiedene Aspekte in Unterkapiteln behandelt wurden. Diese Unterkapitel decken sich nicht mit den Unterkategorien der Mindmaps (Fließtext und visuelle Darstellung funktionieren eben anders), so dass beide ergänzend zu lesen sind, wobei die Mindmap das „Erscheinungsbild“ (S. 55) des jeweiligen Sprachbildes darstellt.

„Der Weg“ bildet aus mehreren Gründen zurecht den Ausgangspunkt der Untersuchung, da zentrale Themen wie der Umgang mit der Tradition, mit den *vestigia*, grundlegend sind für Autoreflexionen der augusteischen Dichter. Da die Fortbewegungsmittel wiederum sehr komplex sind, nehmen Wagenfahrt und Schifffahrt jeweils eigene Kapitel ein, während hier der Weg zu Fuß, ohne starke Betonung der Fortbewegungsart, untersucht wird. Neben „Fortbewegungsmittel“ sind „Ausgangsort“, „Ziel“, „Beschaffenheit“ und „umgebende Landschaft“ in der Mindmap Ausgangspunkte, von denen wiederum weitere Unterteilungen ausgehen. Anbei sind die lateinischen Passagen mit Stellenangabe angeführt.

Beim Sprachbild der Wagenfahrt ist, ebenso wie beim dem der Schifffahrt, die Kategorie „der durchfahrene Raum“ eine gewinnbringende Kategorie, die den anderen (im Text: „Die *meta* der Rennbahn“, „Der Dichter als Triumphator“, „Die Pferde und deren Lenkung“ und „Himmelsfahrt auf einsamen Wagen“, in der Mindmap: Geschwindigkeit, Ziel, Wagen, Pferd, Zügel, Lenker; bzw. im Text: „Der Dichter auf hoher See“, „Kleiner Kahn und großes Meer“, „Die Lenkung des Schiffes“, „Anlegen des Schiffes“, „Das Wirken des Windes“, „Ein Dichter erleidet Schiffbruch“, in der Mindmap: Ziel, Lenker, Schiff, Segel, Ruder, Wind) vorangeht. An Properz wird deutlich, wie das neue Zusammenfügen von verschiedenen Sprachbildern ein Großbild ergibt, das „eben erst in seiner Gesamtheit eine vollständige poetologische Aussage tätigt“ (S. 103). Eben dieses Gefüge von Bildern und dessen Funktionieren ist es, was Gundlach mit ‚Metaphernsyntax‘ bezeichnet. Diese neue Bezeichnung ist nicht unbedingt notwendig (bei einer Dissertation aber durchaus zu verstehen und zu unterstützen), sie ist jedoch durchaus hilfreich. An sich wird bei den einzelnen Dichtern wenig Neues herausgearbeitet, aber es ist gerade die Zusammenschau der Metaphernsyntax, die die Komplexität der augusteischen impliziten Poetik in Bildern aufzeigt, auch im Sinne einer Begriffs- und Fachsprachenentwicklung. Die Ausführungen zu Manilius, dessen Sprachbilder vielen Lesern wohl weniger präsent sein dürften als die von Properz, Ovid, Vergil und Horaz, sind sehr zu begrüßen. Eine genauere intertextuelle Erörterung von Manilius’ Proömien (etwa 1,1–6 mit *aggredior* oder Manil. 3,1–4 mit *maiora*) zu Vergil wäre gewinnbringend gewesen. Gundlach nimmt einen erweiterten Zeitraum der augusteischen Epoche zur Grundlage, wie sie auf S. 15 ausführt: von Vergils *Georgica* bis eben Manilius’ *Astronomica*. Dass die Dichtung Tibulls dabei

nicht oder nur kaum berücksichtigt wird, hätte einer eingehenderen Erklärung bedurft.

Eine Untersuchung des Wassermotivs darf bei der poetologischen Bildsprache freilich nicht fehlen (S. 170–202). Dabei erweist sich die Mindmap in der Tat als hilfreich, um das Bild in verschiedenen Bereichen aufzuführen (S. 201). Ebenfalls wird das Bild der Dichtung als Bauwerk gesondert betrachtet (S. 242–266 und mit einer kleinen eigenen Mindmap), womit Gundlach am Ende den Horazvers *exegi monumentum aere perennius* ... (Hor. carm. 3,30,1) wieder aufnimmt, mit dem sie ihre Untersuchung eröffnet hat. Dazwischen stellt sie in einem Kapitel verschiedene Bilder zum Dichten als Handwerk zusammen, worunter sie Metallverarbeitung, Landwirtschaft und Wollarbeit subsummiert. Der Schwerpunkt liege dabei besonders auf dem Prozeduralen (Fazit S. 270), und es überwiegen die lexikalisierten Metaphern, die hier weniger als etwa bei der Wagenfahrt Aktualisierungen erführen.

Ein paar kleine Anmerkungen seien noch angeführt: Wie bei jedem Vorschlag muss man nicht mit durchweg allem einverstanden sein. Die Kategorisierung von Verg. georg. 3,8 (*temptanda via est*) und Ov. fast. 2,8 (*ecquis ad haec crederet essere viam*) in der Mindmap (mit einem der sehr wenigen Tippfehler „cerderet“) etwa würde ich nicht zusammen unter „Erfolg unsicher“ einordnen. Bisweilen sind die Fußnoten etwas lang, da es sich um Exkurse handelt, die den Lese- und Argumentationsfluss nicht stören sollen, etwa zu Phaedrus 3 prol. 38–40 (Fußnote 108, S. 39–40), oder Fußnote 132 auf S. 48 zu Vergils *temptanda via*, in der man schon auf S. 66–73 hätte verweisen können, wo dies eingehend erörtert wird. Aber es gibt einen sehr nützlichen *Index locorum* (S. 309–317) sowie einen *Index verborum*, in dem solche Worte aufgeführt sind, die innerhalb der untersuchten Sprachbilder poetologische Signifikanz besitzen.

Die Bibliographie berücksichtigt vor allem deutschsprachige Beiträge, aber auch englischsprachige sowie einige italienische, geht jedoch über das Jahr 2015 nicht hinaus; sie scheint nach Abgabe der Dissertation nicht aktualisiert worden zu sein. Sprachlich, stilistisch und formal ist die Monographie gründlich durchgesehen; nur die Paperback-Bindung etwas anfällig, vielleicht auch wegen der Zugabe der farbigen Faltkarten am Buchende.

Es ist alles in allem also eine durchaus nützliche Monographie für poetologische Bilder der augusteischen Dichtung, deren Verdienst in Zusammenschau,

Kategorisierung und Visualisierung der Sprachbilder liegt. Alle, die an impliziter Literaturtheorie gleichsam auf einer zweiten Ebene, der bildlichen interessiert sind, finden hier reichlich und bequem aufgearbeitetes Material. Denn Begriffspaare wie *ingenium* und *ars*, *magnus* und *parvus*, *durus* und *mollis*, aber auch Konzepte wie die Hierarchie der Gattungen, Inspiration, Priesterschaft, Imitation und Nachfolge, Themenwahl und *recusatio* sowie Überlegungen zum Prozess des Dichtens an sich wurden in augusteischer Zeit eben oft auch bildlich vor Augen geführt.

Humboldt-Universität zu Berlin

Nina Mindt
mindtnin@hu-berlin.de

ANNA-LENA KÖRFER

Kaiser Konstantin als Leser. Panegyrik, Performance und Poetologie in den ›Carmina‹ Optatians

Berlin/Boston, De Gruyter. 2020. X, 406 S. Graph. Darst. Ill. Gr.-8°
(*Millennium-Studien*, 77.)

Nell'ampia introduzione (pp. 1–21) l'autrice inserisce l'opera optaziana nel solco della tradizione panegiristica greca e latina, soffermandosi sugli elementi di originalità del poeta costantiniano: in particolare, la dimensione performativa dei "carmi figurati", che presuppone una ricercata collaborazione fra *laudator* e *laudandus*, entrambi coinvolti in un complesso processo di costruzione di senso del testo. L'imperatore si configura come "lettore attivo" in un contesto multimediale e sinestetico, tipico dell'estetica tardoantica, che si estende ad una fruizione più o meno ampia di livello intellettualistico. A tal fine l'autrice si prefigge lo scopo di combinare i più recenti esiti della moderna teoria della letteratura con i più tradizionali metodi della filologia classica.

Nel II capitolo (pp. 22–147) la studiosa si concentra sulle strategie di lettura sottese ai carmi di Optaziano Porfirio in relazione alle acquisizioni della semiotica e della linguistica contemporanea (frammentazione delle unità linguistiche, autoreferenzialità del lettore, dimensione comunicativa in ambito cortigiano ed encomiastico, natura polisemica e "multimediale" dei carmi optaziani). Molto interessanti risultano le considerazioni sull'interazione fra l'atto della lettura e il processo di scrittura, per es. nel carme 25 (pp. 56–67): il lettore assumerebbe i connotati di un "Co-Produzent des Textes", com'è tipico dell'arte e della cultura tardoantica di stampo metariflessivo, senza escludere una certa dose di teatralità. La studiosa dedica interessanti considerazioni al sistema paratestuale del *corpus* optaziano, che include commenti d'autore e commenti di copisti seriori, tra i quali si mettono in luce divergenze stilistiche e contenutistiche (pp. 83–85). Seguono pagine in cui l'autrice analizza le allocuzioni più o meno dirette all'imperatore Costantino, a cui si accosta la rivendicazione dello *status* di opera d'arte per i propri carmi, in modo consona con una poetologia sinestetica più volte chiamata in causa. In ambito poetologico si segnala l'insistenza del poeta sul linguaggio metaforico "tessile", come l'autrice evidenzia alle pp. 116–121, anche sulla scorta degli studi di Ernst e di Bažil.

Il capitolo si conclude con un'attenta analisi delle due epistole in prosa premesse al *corpus* poetico optaziano (pp. 128–147), inserite in un sistema di comunicazione di stampo panegiristico (la studiosa fonda le sue tesi sulla convinzione dell'originalità delle due epistole). A p. 151 è riportata una tabella schematica con cui l'autrice classifica i carmi della prima edizione, tutti indirizzati a Costantino come lettore e più o meno direttamente inerenti alla celebrazione dei suoi *vicennalia*.

Nel III capitolo (pp. 148–333) Anna-Lena Körfer intende dimostrare come i carmi di Optaziano siano realizzazioni performative dei *vicennalia* attraverso il mezzo testuale, che assumerebbe i caratteri tipici del *Gelegenheitsgedicht* (in part. in relazione ai cc. 20, 5, 7, 9). La seconda parte del capitolo (p. 226 ss.) è dedicata all'analisi dei molteplici livelli – visivo, grafico, fonico, semantico-sintattico – di interpretazione dei diversi carmi, che si iscriverebbero a pieno titolo in una “estetica del frammentismo” tipica del *Kunstwollen* tardoantico (basti pensare alla tecnica della *spoliatio* centonaria): a tal proposito la studiosa ricostruisce numerosi esempi artistici, architettonici e letterari, che potrebbero costituire valide fonti d'ispirazione per l'“iconografia” optaziana, a cui si possono applicare anche alcuni paradigmi teorici del Poststrutturalismo. In merito, risultano alquanto interessanti le proposte ermeneutiche relative alla dimensione “solare” e “apollinea” di Costantino nei carmi (vd. p. 263 e ss.).

La sezione finale del III capitolo (p. 311 ss.) riflette sulla dimensione ludica dei carmi optaziani, che supera il concetto poetologico del *lusus* letterario caro alla tradizione ellenistica e neoterica, implicando una concreta interazione agonale fra lettore e testo, che troverebbe un corrispettivo nelle pratiche da gioco domestico diffuse in Roma antica. La studiosa ha il merito di inserire l'operazione poetico-creativa di Optaziano Porfirio nel *milieu* culturale tipico della *Spätantike*, e ne sono prova numerosi esempi della letteratura tardolatina ampiamente discussi nel lavoro. Nello specifico, i carmi optaziani troverebbero – nella dimensione agonale fra *laudator* e *laudandus* – la loro potenziale carica innovativa in una cornice chiaramente panegiristica.

Dopo una ricca bibliografia (pp. 342–356) – per lo più di area germanofona – seguono alcuni indici (pp. 361–379) che facilitano la consultazione della monografia, nonché tre appendici: rispettivamente sulla raccolta dei *Panegyrici Latini* (pp. 380–381), sulla trascrizione dei *carmina figurata* e *quadrata* di Optaziano (pp. 382–398), e sulla riproduzione a colori di alcuni tra i più affascinanti carmi optaziani traditi dai manoscritti (pp. 399–406).

Nel complesso la monografia di Anna-Lena Körfer appare un lavoro coerente e ben strutturato, che – combinando le teorie estetiche e linguistiche più all'avanguardia con un saldo metodo filologico – getta nuova luce sui carmi del poeta costantiniano, per la maggior parte dei quali vengono avanzate interessanti proposte ermeneutiche.

Università degli Studi di Palermo

Giuseppe Pipitone
pipitone_giuseppe@virgilio.it

KATHARINA KOSTOPOULOS

Die Vergangenheit vor Augen. Erinnerungsräume bei den attischen Rednern

Stuttgart, Steiner. 2019. 415 S. Gr.-8°

(*Hermes Einzelschriften*, 116.)

Studies of the role of the past in Greek literature, and especially in Attic oratory, have become more popular in recent years (Grethlein 2010, Steinbock 2013, Westwood 2020, Barbato 2020), as have explorations of performance in the Attic orators (O’Connell 2017, Serafim 2017). Beyond the specific field of oratory, increasing emphasis has been put on the dynamics between material objects, commemorative practices, and the formation of collective memories in classical antiquity (Alcock 2002, Arrington 2015, Hölscher 2018). Katharina Kostopoulos’ (hereafter K.) monograph, *Die Vergangenheit vor Augen*, is a timely attempt to bring together all of these approaches by offering a sustained and informed account of the interaction between monuments, rhetoric, and memory through an interweaving of fifth- and fourth-century speeches and selected monuments (p. 20). In eight chapters, plus general conclusions, K. successfully maps out and analyses a two-way movement between the material remains of the past and their rhetorical representations. Monuments and public spaces, K. argues, substantiate the Attic orators’ references to the past (*paradeigmata*), thereby serving as “visuelle *paradeigmata*” (p. 56 and *passim*); the orators’ words, in turn, influence the way in which such objects and spaces are perceived and interpreted.

Chapter 1, “Raum und Erinnerung”, serves as an introduction by setting out the theoretical premises and methodology of the book. This is a well-informed account, rich in extensive footnotes, in which K. surveys the theoretical formulations that underpin her investigation: the renewed attention to space in ancient cultural history and Greek literature (a result of the so-called “spatial turn”), the role of memorials in preserving the past (as visual evidence, symbols of power and identity, and commemorative devices), and several hermeneutic frameworks for the study of the past (from Nora’s “lieux de mémoire” to Gehrke’s “intentional history”). K. then reviews previous scholarly approaches to the orators’ use of arguments from the past (which we could label as “rhetorical”, “historical”, and “socio-political” perspectives). She argues that more

attention should be given to the role played by monuments as carriers of memories that unite past, present, and future through their materiality (p. 36). This approach fits well with the growing focus on the interaction between material culture and textual forms of commemorations outlined above. Such an approach, as K. points out, also helps us to address the question of how familiar the speakers' accounts of the past were to the Athenians in their audience(s). Although this overview is perhaps more derivative than original, it does justice to the complex subject of K.'s monograph and establishes a solid foundation for its subsequent chapters.

The second part of the chapter turns to the methodology of the book (pp. 44–48). K. reviews and answers a series of potential methodological and epistemological limitations: the fact that many of the material remains mentioned by the orators are no longer preserved and that contemporary visual perceptions might be considerably different from ancient ones; the impossible question of precisely *which* arguments in an oration were convincing to individual listeners; and the well-known problems relating to the authenticity, revision, and publication of our speeches. K. has a sensible attitude to these questions. We cannot tell the effect(s) of visual stimuli on the Athenians, but we can, as K. argues, try to map out recurrent and conventional ideas (p. 45). As to later revisions, K. reasonably follows the general consensus view that these were not so invasive that they would have affected the speakers' presentation of the past.

Two final sections, one on the culture of viewing as a crucial element of political communication in Athenian democracy (pp. 48–52) and one on the role that orators played in both manifesting and shaping shared memories of the past (pp. 52–57), conclude this rich chapter. In the last section, K. follows Bernd Steinbock in arguing that speakers had to align themselves with audiences' attitudes, beliefs, and their existing knowledge, which is to say that speakers had to pick examples that were fitting to the circumstances and most familiar to the Athenians. Whilst it is certainly productive to think of speakers' arguments and strategies as audience-oriented, I do wonder whether this emphasis on audience expectations risks buying into the illusion of the Athenians as a cohesive and unified body that shared the same ("average") degree of knowledge of the events that speakers recounted. This view has been recently challenged, in particular by Westwood (2020, which, in fairness, K. could not have seen), who has argued that the orators also needed to surprise their audiences in order to stand out from other speakers.

After this overview, K.'s investigation begins, so to speak, at the end, as her second chapter analyses one of our latest speeches, *Lycurgus' Against Leocrates* (c. 330 BC). This is a successful choice. Scholars have often been puzzled by the high number of historical examples and references to monuments and memorials in this speech, and have therefore considered it "unusual" (e.g. Allen 2000, duly cited by K.). K. shows, instead, that Lycurgus is not alone in using this type of arguments, and that, as the rest of the book will prove, other speakers before him resort to similar references to the material remains of the past. K. therefore surveys and analyses Lycurgus' mentions of Athenian temples, tombs, walls, and inscriptions, as well as his long excursus on the Athenian past (1.75–145). She argues convincingly that the interweaving of references to material remains, poetic quotations, and famous figures from the past is part of Lycurgus' negative depiction of Leocrates, and serves to cast himself as a defender of the interests of the entire *polis*. K's interpretation (p. 65) of Lycurgus' expression τὰς τῶν προγόνων θήκας (1.8) as an ambiguous one is particularly fruitful; by conflating the tombs of Leocrates' ancestors with those of the Athenian forefathers, Lycurgus emphasises the gravity of Leocrates' actions. This is a solid discussion and an original way to introduce the subsequent chapters.

Chapters 3 to 8 each take into account different types of monuments and their rhetorical representations. Chapter 3, "Die Akropolis", considers, as its title suggests, the Acropolis and its monuments, starting with the Propylaea (pp. 91–98). K. rightly points out that speakers refer to this structure more frequently than to other buildings and links this preference to both the Propylaea's visibility and the significance that was conferred on this building through its attribution to those who fought the Persian War (rather than to Pericles' building programme). I found the following section (pp. 98–111), where K. accounts for the role of the Acropolis as a site of commemoration, particularly stimulating. As she puts it well (p. 111), the orators' allusions to the destruction of the temples, the abandonment of Athens, or its conquest by the Persians "sind immer direkt mit dem (Wieder)Aufstieg der Stadt verbunden". The rest of the chapter assesses the Acropolis as a symbol of wealth and prosperity and its function as "memory space" given that it was the location of numerous inscriptions (honorific decrees, lists of debtors and traitors). I agree with K. (p. 128) that whether these inscriptions were actually visible is less important than

the fact that the orators *themselves* – my italics – frame them as visual and accessible evidence in order to increase the credibility of their statements (see below, Ch. 5).

Chapter 4 offers an in-depth account of the role of honorific statues within and beyond our texts. K. focuses on two different but connected aspects of statues: their physical presence and their function as “visual *paradeigmata*”, especially in forensic speeches. After an excursus on the origins of the practice of erecting honorific statues in the *agora*, K. considers public statues, which litigants refer to either as foils for the defendants or as material illustrations of changes in Athenian honorific costume. K. also takes into account private monuments, which speakers can mention in order to provide visual confirmation of the achievements of one’s ancestors. I share K.’s view that honorific statues would immortalise the military success of generals in a way that could then be exploited to create a contrast with a defendant (as in the case of Timarchus or Leocrates). I am a little more skeptical than K., however, that formulations such as τοὺς εὐεργέτας τοὺς ὑμετέρους and τοὺς τῆς πόλεως μὲν εὐεργέτας (Aeschin. 1.132 and 140, both on p. 156) or <τοὺς> τὴν πρὸς ἀλλήλους φιλίαν τῷ δήμῳ βεβαιότατα ἐνδειξαμένους (Hyp. 6.39, p. 158) indicate that speakers could gesture towards the statue and grave of Harmodius and Aristogeiton respectively.

In chapter 5, K. examines the rhetorical role of inscriptions that report laws, honorific decrees, treaties, epigrams, lists of benefactors and offenders, the Fifth-century “false decrees”, and the ways in which speakers present them in order to corroborate their own assertions about the past. K. duly notes the growing reliance on written records in fourth-century speeches, but she also argues, I think correctly, that the existence of written records in general and public inscriptions in particular did not necessarily mean that these were read. The importance of inscribed texts, K. argues following Rosalind Thomas, also lies in their (assumed or actual) visibility, monumentality, and symbolic importance. K.’s example from Andocides’ *On the Peace* (p. 241), in which Andocides cites the content of the stele reporting the 404’s truce with the Spartans and compares it with the terms of the current peace (3.12), is especially telling. Andocides does ask the Athenians to “look” (σκέπτομαι) at the provisions, but his subsequent explanation, K. argues persuasively, could be an indication that he did not expect that his audience would consult the inscription. In support of K.’s argument, I would add that Andocides’ detailed description may be part

of his attempt to support the (specious) distinction between truce and peace that he is trying to put forward at this point of the speech.

Chapter 6 takes into account the orators' references to the Athenian walls. K. identifies three historical moments that our speeches refer to when mentioning walls: the building of the walls by Themistocles, either with reference to his 'trick' (e.g. Dem. 20.74, Andoc. 3.38) or not; their demolition at the end of the Peloponnesian war; and their reconstruction ten years later. The walls, K. shows nicely, thereby testify to both the expansion and decline of the Athenian empire. They are multivalent, and can therefore be used as visible reminders and symbols of Athens' power, defeat, and resurgence.

In chapter 7, K. discusses the tombs of the Athenian ancestors. She first considers family tombs, which litigants refer to in both disputes over citizenship or inheritance (Dem. 57 and 43) and also in bigger political trials (Lyc. 1, Din. 2). Having and respecting family tombs, K. shows, is a key part of being an Athenian citizen. K. then takes into account funeral speeches, focusing almost exclusively on Lysias' funeral oration and Plato's *Menexenus*. Together with funerary rituals and related orations, graves create, K. argues citing Peter O'Connell, a "visual spectacle" that allows speakers to point to the visual presence of the past (p. 293). K. considers not only references to graves as material sites but also expressions such "those who lie here", and follows Jonas Grethlein in observing that such formulations contribute to the creation of a spatio-temporal continuity between the dead of the past and those of the present. Overall, this chapter succeeds in demonstrating that the graves of the Athenian ancestors and their rhetorical representations are important products and producers of Athenian self-image and memories.

The book's final chapter takes into account trophies. After an introduction on the history and meaning of trophies (pp. 314–318), K. examines references to such monuments in our extant speeches. In the case of trophies, too, she stresses that their visibility can be either real or constructed by speakers in an attempt to confer more credibility on their statements (e.g. the "visible" trophies that Chabrias has set in foreign lands in Dem. 20.83, pp. 334–5, 344). In the orators' words, trophies are therefore presented as tangible memories of victories, visible models of virtue, and incentives for future Athenian generations to imitate the conduct of their ancestors.

A clear conclusion brings together all the previous chapters. In it, K. restates what I believe is the key contribution of this book (p. 350): by integrating public

spaces and monuments into their speeches, the orators take up what is (really or assumed to be) visible, familiar, and present in order to make their historical descriptions and *paradeigmata* more impressive and persuasive. An extensive and up-to-date bibliography and detailed appendices of places and names bring the monograph to its end.

This is a stimulating and well-structured investigation into the mutual influences between monuments and their textual representations in Attic oratory. Another praiseworthy feature of this book is the presence of pictures, which, in a way, mirror the rhetorical operation of the orators' references to material objects by giving visual support to K.'s own arguments concerning ancient monuments and buildings. Occasionally, I did not share K.'s trust in our ability to reconstruct extra-textual gestures from our texts (as above, Ch. 4), but, of course, the extent to which we can infer performance and movements from the speeches remains a matter of debate. At times, I also felt that K. perhaps gave too much space to background information and secondary literature, which probably reflects the origin of this monograph as a dissertation. Finally, a fair number of typos in the Greek text – most of them concerning diacritics – and a few misprints in the references have slipped through the editing process. I would be happy to provide a list for future reprints of the book.

Despite these objections, minor in a book of such scope, I believe that this thoughtful and detailed monograph makes an important contribution to the study of Greek rhetoric, and that it will be a valuable resource for future research on the material role of the past in Attic oratory and beyond.

Royal Holloway, University of London

Giulia Maltagliati
giulia.maltagliati@rhul.ac.uk

EDUARD MEUSEL

Pindarus Indogermanicus. Untersuchungen zum Erbe dichtersprachlicher Phraseologie bei Pindar

Berlin/Boston, De Gruyter. 2020. XII, 852 S. Gr.-8°

(Beiträge zur Altertumskunde, 378.)

Die Tradition der griechischen Dichtung reicht weit vor Homer zurück – mit diesem Wissen hat schon Markus Asper eine klassisch-philologische, literaturwissenschaftlich ausgerichtete Dissertation geschrieben (Onomata allotria: Zur Genese, Struktur und Funktion poetologischer Metaphern bei Kallimachos, Stuttgart 1997). Das Pindar-Buch von Eduard Meusel geht nun bis an die Fachgrenze und weit darüber hinaus: die indogermanische Dichtersprache erscheint nicht nur als Hintergrund der Darstellung, sondern bildet neben den erhaltenen Texten und Fragmenten Pindars deren zweites Fundament. Als dritte, theoretische Grundlage kommen die Ergebnisse der – am Gegenwartsdeutschen und -englischen orientierten – Phraseologieforschung hinzu. Die Materialauswahl ist durch diese Vorgaben bestimmt und enger beschränkt, als man aufgrund des exorbitanten Umfangs erwarten möchte: zweigliedrige Phraseologismen, die entweder das Wort ‘Ruhm’ oder einen poetologischen Begriff wie ‘Lied’ enthalten, zum einen in der vergleichend rekonstruierten Grundsprache, zum anderen in ihrer Vertretung, vor allem aber auch Weiterentwicklung (sprachliche Variation oder Modernisierung, inhaltliche Abwandlung, bisweilen sogar Kombination) bei Pindar.

In den Abschnitten über die indogermanische Dichtersprache (2.1.1 Der Begriff ‘Dichtersprache’, S. 21–26; 2.2 Rekonstruktion grundsprachlicher Phraseologie, 49–103; 3.1 Wortverbindungen mit **kléues-* im Indogermanischen, 106–171; 3.2.5.2 *RUHM und *NAME im Idg., 200–208; 4.1 Poetologische Phraseologismen im Idg., 438–494; 5.2 Ergebnisse im Bereich der idg. Dichtersprache, 716–721) sind Argumente und Resultate aus der Fachliteratur zusammengetragen, aufbereitet und bewertet, die sich in den letzten Jahrzehnten verstärkt diesem Thema gewidmet hat. Auslösend war unter anderem das Unbehagen daran, dass mehr oder weniger übereinstimmende, nach dem Stammbaummodell vergleichbare Phraseologismen meist nur im Indoiranischen (hauptsächlich Rigveda) und Griechischen vorliegen, anders ausgedrückt: nur ‘graeco-arisch’

belegt sind, und deshalb – wenn man sich an den derzeitigen *mainstream* hält – nicht ohne weiteres auch für andere Sprachzweige vorausgesetzt werden können. Zeugnissen anderer Sprachen, vor allem des Lateinischen und Tocharischen, räumt M. daher große Bedeutung ein, auch wenn sie, in Form etymologischer Gleichungen, nur das Alter und die entsprechende Verwendung von Einzelwörtern belegen.

Den beiden Sammlungen bekannter, sprachvergleichend rekonstruierter Phraseologismen folgt jeweils eine Ausweitung auf griechische Synonyma der Kernbegriffe, die theoretisch umreißt, welche phraseologischen Weiterentwicklungen und Variationen bei Pindar zu erwarten sind (3.2 Lexikalische Substitute für κλέος im Griechischen, 172–218, mit abschließender Darstellung des „phraseologischen Systems“; 4.2 Lexikalische Substitute für LIED im Gr., 494–497). Danach werden, eingeleitet durch ein Übersichtskapitel (219–222 bzw. 497–500), sämtliche einschlägigen Nominal- und Verbalphrasen bei Pindar vorgestellt und besprochen, bereits behandelte zum wiederholten Mal. Die nummerierten Abschnitte unterster Ordnung (anders 4.3.1.1) sind in der Regel zweigeteilt: „Situation bei Pindar“ (z.B. 222–229; 398–405) und „Anschlussmöglichkeiten“ (z.B. 229 f.; 405–412); je nach Problemlage folgt noch ein „Exkurs“ zu einer Pindarstelle (412–415 zu N. III 80; 544–550 zu O. IX 47 ff.) oder ein sonstiger Zusatz. Am Schluss steht auf unterster Hierarchieebene ein „Fazit“; Beobachtungen und Ergebnisse werden für jeden größeren Abschnitt wie erwünscht zusammengefasst.

Die gesamte Darstellung ist somit klar gegliedert – schade, dass Inhaltsverzeichnis und Abschnittszählung die Übersicht eher erschweren als erleichtern. Auch sonst wird es dem Leser des gedruckten Textes, sofern mit einem solchen überhaupt gerechnet ist, nicht leicht gemacht: auf Seitenverweise ist konsequent verzichtet, so dass man sich, wenn auf einen langen Unterabschnitt verwiesen wird, mit einem der Indizes behelfen muss. Anderes ist zwar nicht hinderlich, auf Dauer aber störend: Wiederholungen identischen Textes (bis zu dreimal,¹ digital kopiert, der gleiche Textausschnitt mit derselben behelfsmäßigen Übersetzung); übernommene griechische Wortformen und Syntagmen

¹ O. III 4 ff.; I. VIII 1 ff.; P. III 112 ff. (einmal mit abgeänderter Übersetzung); RV I 92, 9; VI 11, 3 (im ersten von vier Fällen anders); VI 32, 1. – Die Wiederholung des Originaltexts ist zum Teil damit begründbar, dass in unterschiedlichem Zusammenhang andere Wörter fett gedruckt sind.

im deutschen Text ohne grammatische Anpassung, dafür jedoch mit Artikel;² Verstöße gegen die Grammatik und Idiomatik der deutschen Wissenschaftssprache, die sich außerhalb zentraler Abschnitte häufen.³ Auch Tippfehler sind öfters stehen geblieben.⁴ Bei den Anführungszeichen ist wohl ein technisches Malheur passiert, das sich nicht ohne großen Zeitaufwand beheben ließ.

Der etwas versteckten Vorbemerkung zufolge (S. 103 f., am Ende des allgemeinen Teils) sind Pindarstellen, „sofern nicht anders angegeben“, nach (Snell-)Maehler zitiert. „Bei den [bei]gegebenen Übersetzungen folgt die Arbeit für Pindar – sofern erneut nicht anders angegeben – bei den Epinikien der zweisprachigen Ausgabe von Bremer“ (Tusculum), für die Fragmente meist Pfeiff; in welchen Fällen M. geändert hat, was jedenfalls vorkommt, zeigt die Zitierweise nicht an (ist das erlaubt?). Dem Textverständnis liegt die Auffassung zugrunde, „dass Pindars Dichtung nur vor dem Hintergrund all ihrer

² Vgl. z.B. 514, Ende des mittleren Absatzes: „In frg. 52e, 44 ff. ist mit der μελιγάρυι ... ὁμφᾷ die Stimme des Dichters selbst als ein θεράποντα (45) bezeichnet“; 506 o. „Die γλυκείας ὁπός aus frg. 52i, 75“; endgültig verfestigt erscheint die ungrammatische Zitierweise auf S. 544–549 (Exkurs zu O. IX 47 ff.). Auf diese Weise hat M. eine Fehlerquelle umgangen, sich aber auch die Erstellung des Wortindex erleichtert. Beim Vedischen ist einmal das Gegenteil zu beobachten: S. 637 Anm. 1561 muss, wer die Aussage verstehen will, das zweite *āśīr*- (so auch im Index) durch *āśīram* ersetzen.

³ Der anaphorische Bezug ist nicht selten verunglückt, vgl. z.B. S. 30 m.: „Eine jede Komponente des Phraseologismus *die Zähne putzen* besitzt noch die ihm (!) eigentümliche freie Bedeutung und referiert auf die jeweiligen Entitäten bzw. Handlungen, aus der (!) heraus die phraseologische Gesamtbedeutung ersichtlich wird.“ – Da M. kein normierendes Hilfsmittel benutzt zu haben scheint, kann ein Sprachwissenschaftler am Rande seine Studien machen: S. 624 Anm. 1530 „dass diese Eymologie auf wackligen Beinen steht“ (üblich ist „Füßen“); 199 Z. 9 „gleichwohl“ statt „obwohl / obgleich“, 571 Z. 8 „wohlwissentlich“; 171 Z. 13 „vielmehr wird in ihnen bedeutet“ als Variante von „zum Ausdruck gebracht“; 187 Z. 9 „verfolgt wird“ statt „behandelt wird“ (?); 271 m. „umzinkt“ statt „umzingelt“; 295 Anm. 699 „um damit der Kritik zu entgegnen“ statt „entgehen“; 397 Z. 8 „in der eigentümlichen Bedeutung“ statt „eigentlichen“ (?), ähnlich öfters; 428 Anm. 1047 und sonst „alleine“ statt „allein“; der Terminus Kenning ist als grammatisches Neutrum behandelt (S. 91). Das Deutsche Universalwörterbuch des Dudenverlags leistet in solchen Fällen gute Dienste, zumindest in der 4. Auflage von 2001.

⁴ Die meisten hätte ein Korrekturprogramm gefunden, z.B. S. 42 Z.2 „transparente“, 571 u. „Sprichtwort“, 69 Z. 11 „Hinblpgick“. – Flüchtigkeitsfehler fallen, wie es nun einmal ihre Art ist, weniger auf; S. 96 f. Anm. 209 muss es auch beim zweiten Mal „nach Konsonant“ heißen, S. 331 Anm. 792 κερε(F)ός.

konventionellen und traditionellen Elemente, welche ihr ‘Sitz im Leben’, also ihre spezielle soziale Einbettung und ihr Aufführungskontext, mit sich bringt, wirklich verstanden werden kann“ (S. 15 f. nach Bundy 1962, vgl. u.a. auch 425 ff.). – Rigveda-Zitate sind infolge einer unglücklichen Grundsatzentscheidung ohne Abgleich mit der maßgeblichen Edition (Aufrecht) aus einer digital zugänglichen Quelle kopiert, die den Text metrisch restituiert, entsprechen also weder der Überlieferung noch dem philologischen Standard.⁵ Die beigefügten Übersetzungen stammen, im allgemeinen unverändert, aus Geldner oder einer neuen amerikanischen, auch digital abrufbaren Übersetzung (Jamison-Brereton). Als kultureller Hintergrund ist vereinfachend und ohne Berücksichtigung der vedischen Ritualliteratur, in der die Verwendung solcher Texte peinlich genau erläutert wird, eine allgemeine Opfersituation vorausgesetzt.

Für M. stehen der Hotar, der die Gedichte beim Opfer vorzutragen hat, und Pindar auf gleicher Stufe; am Ende resümiert er ohne Vorbehalt: „Die Gleichsetzung der Rolle des vedischen Opferpriesters mit der des griechischen Dichters ist trivial und an vielen Stellen bereits diskutiert“ (S. 702 Anm. 1711), vgl. das Sachregister unter dem Schlagwort „Reziprozität“: „Dichter (= Opferpriester) – Gott“. Manche Rigvedastellen versteht M. (im Anschluss an Vorgänger) uneingeschränkt poetologisch, obwohl die realitätsbezogene Aussage des Dichters bzw. Rezitators den Bezug auf ihn selbst nur impliziert.⁶ Auch bleibt die Tatsache außer Betracht, dass der Rigveda, wenn auch nur am Rande, balladenhafte ‘Gesprächslieder’ enthält⁷ – und dass es seinerzeit nicht nur Wagenrennen, sondern sicherlich auch Siegerhymnen gab, von denselben Dichtern,

⁵ Wenn überliefertes *ya* im Vers als *iya* zu lesen ist, kommt es daher fallweise zu Differenzen zwischen zitierter Strophe und umgebendem Text. – Die (seltenen) Atharvaveda-Zitate entsprechen der Überlieferung, soweit nicht, wie regelmäßig im Rigveda, ein zusätzlicher Zeilentrenner eingefügt ist (S. 317 Z. 3; der erste, im Original unwirksame Zeilenbruch liegt nicht hinter *sunāmā*, sondern in kontrahiertem *cobhā* (*ca* + *ubhā*).

⁶ *Uṣas* (= *Ἥως*) weckt morgens alles Leben auf, einschließlich ritueller Handlungen und der poetischen Inspiration (S. 660: RV I 92, 9); sie erhellt alle Wege, nicht nur die metaphysischen der Lieder (S. 621 f.: RV VII 75, 1).

⁷ Das meistbehandelte, auch nach heutigen Maßstäben großartige Dialoglied RV X 95 ist auf groteske Weise fehlinterpretiert (S. 451 f. Anm. 1097). Der Dichter kann kaum sich selbst mit einbeziehen, wenn der zu Tode verzweifelte Purūravas zu Urvaśi im Dual sagt: ‘lass uns jetzt (beide) miteinander reden’.

in derselben Dichtersprache und mit weitgehend gleichem formalem Aufbau,⁸ die Pindars Epinikien viel näher standen. Gesammelt, oral kodifiziert und überliefert wurde diese Strophenlyrik aber eben nur, soweit sie ein Hotar beim Opfer vortragen konnte.⁹

In seinem „Versuch [...], einen Teil der historischen und aus einer älteren Dichtersprache ererbten Phraseologie bei Pindar ausfindig zu machen, systematisch darzustellen und vor dem Hintergrund neuerer Erkenntnisse in der Phraseologieforschung zu diskutieren“ (S. 15), ist M. ohne Zweifel erfolgreich. Dank und Anerkennung gebührt ihm vor allem für die fallweise Aufdeckung und Beschreibung des „phraseologischen Systems/Netzes“ (s. Sachregister, S. 764a), aus dem hervorgeht, welche Austausch- und Erweiterungsmöglichkeiten einerseits dem Dichter zur Verfügung standen, um einen traditionellen Ausdruck abzuwandeln, andererseits aber auch dem Publikum gleich beim ersten Hören¹⁰ ein unreflektiertes Verständnis erlaubten. „Die Untersuchung brachte Erhellung in die vermeintliche Dunkelheit pindarischer Dichtung, indem sie bestimmte traditionelle Elemente als solche zunächst kenntlich machte, sie dann aber auch vor dem traditionellen Hintergrund zu deuten verstand“ (S. 721). Neben der Materialübersicht und -diskussion bietet M. eine geordnete Präsentation und theoretisch abgestützte Auswertung neuerer und neuester Fachliteratur, was einen guten Teil zum Umfang beiträgt, und vertritt in aller Regel ein nüchternes, ausgewogenes Urteil; wenn er einer Ansicht kritisch gegenübersteht, dann immer aus gutem Grund.

⁸ Vgl. S. 521; 533 f. mit Anm. 1300 und 1301; 3.4.2. κλέος in transitorischen Passagen, 425–428.

⁹ Im Fall von RV X 95 gab den Ausschlag, dass Urvaśi mit Purūravas' Sohn schwanger ist (Str. 12–13); das Lied schließt mit 'Deine Nachkommenschaft wird die Götter mit Opfer verehren; im Himmel aber wirst auch du dich erfreuen'. Nach dem Śatapatha-Brāhmaṇa (XI 4, 4, 8 bis 5, 1, 17) beruht der rituelle Bezug auf diesen Schlussversen und entspricht dem Wunsch des Opferherrn, im Himmel weiterzuleben. Man mag das gegenüber der Dichtung selbst für sekundär halten, sollte dann aber auch nach keiner anderen rituellen Anknüpfung suchen.

¹⁰ Ein selbst erlebtes Beispiel: Den Abschiedsgruß *Schiine Nasebeibruch* unter zwei Handwerkern (*schönen Nasenbeibruch*; Freiburg-Zähringen, 23.9.2020) verstand ich, aufgrund der Situation und des lautlichen Anklangs, sofort als Abwandlung von *Hals- und Beinbruch*.

Als Ganzes sollte man das Buch wohl nicht lesen wollen, sondern partienweise überfliegen – was M. selbst wichtig ist, wird wiederholt – und die äußerst reichhaltigen, nach Möglichkeit vollständigen Indizes nutzen (fast 100 zweiseitige Seiten), vor allem das Schlagwortverzeichnis (760–766). Es gibt aber durchaus auch längere und lange Abschnitte, deren zusammenhängende Lektüre lohnt, darunter 3.1.2. *UNSTERBLICHER RUHM (wahrscheinlich ererbt), 3.1.3 *ALTERS-LOSER RUHM (im Vedischen und Griechischen unabhängig entstanden?); 3.2.3, 3.3.1.3, 3.4.3 (Pindars Umgang mit δόξα und -δοξος), 3.3.1.10 εὐκλείης, εὐκλείω, εὐδοξος, εὐδοξία, εὐώνυμος (zum Teil ererbte Varianten), 3.4.4 κλέος ἄφθιτον (auffälligerweise nicht bei Pindar).

Die Erörterung poetologischer Phraseologismen wird leider auf weiten Strecken dadurch entwertet, dass M. über sein Ziel hinausschießt: wenn er aus der bestens belegten, ererbten Junktur *NEUES LIED auf den Gebrauch des logischen Oppositums schließt (4.3.1.4; *pūrvyá-* ‘vormalig, früher’ besitzt keine pejorative Nuance,¹¹ παλαιός ‘alt’ bezieht sich meist auf den tradierten Mythos; Spekulationen über einen etymologischen Zusammenhang erübrigen sich von vornherein), oder wenn, wie allzu oft, Rituelles ins Spiel kommt (s.o.). Kulturspezifische Rekonstrukte dieser Art sind nicht nur ‘graeco-arisch’ und damit für viele Indogermanisten verdächtig – sie beruhen einzig und allein auf dem vedischen Opferritual in einer Auffassung, die, wenn sich der Text nicht von selbst versteht, philologisch zweifelhaft sein kann. Ein ritualsprachliches¹² Synagma der Bedeutung ‘Lied in Empfang nehmen’ liegt weder in den Texten vor, noch lässt es sich vergleichend rekonstruieren (4.3.2.3.2): *śámśa-* gehört zum Teil ins Wortfeld ‘Ruhm’; κῶμος, wohl etymologisch verwandt, bezeichnet in

¹¹ Sonst müssten wir auf die größte Sammlung tradierter Lieder, den Rigveda, wohl auch verzichten.

¹² O. IV 9 Οὐλυμπιονίκαν δέξαι Χαρίτων θ’ (!) ἔκατι τόνδε κῶμον (an Zeus; M. zitiert und übersetzt, S. 687 o., erst ab δέξαι) belegt wie ähnliche Stellen den Normalgebrauch des Verbs, nur bezieht sich die Aussage auf einen Gott. – Zu S. 691 mit Anm. 1688: An der faktitiven Interpretation von hom. δειδέχατο halte ich seit Jahrzehnten nicht mehr fest. Die geringsten formalen Probleme macht die Gleichsetzung mit dem medialen Perfekt δέδεγμαι und der Bedeutungsansatz ‘(wahrgenommen haben und von da an) erwarten’; in entsprechender Situation, mit einem Trinkgefäß in der Hand, daher ‘begrüßen’.

erster Linie öffentliche¹³ Festzüge und lautstarke Feiern. Eine Berücksichtigung der nicht-indogermanischen Seite Pindars, Musik und Tanz, darf man unter dem Titel Pindarus Indogermanicus allerdings auch nur ganz am Rande erwarten.

Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Eva Tichy
eva.tichy@mail.uni-freiburg.de

¹³ Wie an lat. *censere* zu sehen, war ‘Öffentlichkeit’ ein zentraler Bestandteil der Wurzelbedeutung. Neben öffentlichem Verkünden konnte **kómso-* demnach, entsprechend dem kulturellen Umfeld, auch öffentliches Rühmen oder eine öffentliche Feier bezeichnen.

CLEMENS SCHLIP

Typen, Gruppen und Individuen bei Livius. Untersuchungen zur Darstellung und Funktion historischer Akteure in ›Ad Urbe Condita‹

Berlin/Boston, De Gruyter. 2020. XIII, 473 S. Gr.-8°

(*Beiträge zur Altertumskunde*, 377.)

In dem hier zu besprechenden Buch, das aus einer Würzburger Dissertation hervorgegangen ist, beschäftigt sich Clemens Schlip mit der „Rolle der menschlichen Akteure (also des ‚menschlichen Faktors‘) und ihrer Interaktionen untereinander“ in Livius’ Darstellung der römischen Geschichte (S. 4). Sein Interesse gilt dabei vor allem den Typen und Gruppen und damit einer Ebene, die in der Forschung tatsächlich zugunsten der großen Männer (und Frauen) einerseits sowie des menschlichen Verhaltens und seiner allgemeinen Antriebskräfte andererseits deutlich weniger Aufmerksamkeit gefunden hat. Er hat dennoch auch diese beiden verwandten Fragestellungen mitberücksichtigt und damit dem Verfassen einer recht umfangreichen Gesamtdarstellung des ganzen Themenkomplexes den Vorzug vor einer fokussierten Studie zu diesem deutlich innovativeren Aspekt gegeben. Doch angesichts der gründlichen Aufarbeitung des Forschungsstandes und der klaren Art der Darstellung, durch die sich die vorliegende Arbeit durchgehend auszeichnet, ist die Entscheidung für ein μέγα βιβλίον in diesem Fall zu begrüßen.

In der Einleitung (S. 1–18) bilden Livius’ Aussagen in der *praefatio* den Ausgangspunkt, um das Anliegen und den Aufbau der Arbeit zu erläutern. Dabei wird unter anderem betont, dass es sich bei den typischen Figuren in *ab urbe condita* nicht um gleichsam zeitlose und daher vorgegebene Kategorien handelt, sondern dass diese selbst den historischen Wandlungen unterliegen können, die unter anderem von ihnen vorangetrieben werden (hierin sieht der Verfasser auch einen der wesentlichen Unterschiede zu dem bisherigen Standardwerk zu diesem Thema von Jacques-Emmanuel Bernard: *Le portrait chez Tite-Live: essai sur une écriture de l’histoire romaine*, Brüssel 2000). Um diese Veränderungen besser in den Blick nehmen zu können, sollen auch diejenigen Teile des livianischen Werkes, die nur in Form späterer Zusammenfassungen erhalten sind, ebenfalls berücksichtigt werden (S. 8).

Das erste und umfangreichste Kapitel der Arbeit widmet sich daraufhin den „Personentypen: (soziale) Gruppen, ihre Rolle und Konstanz und Wandlung“ (S. 19–255). Nach einigen allgemeinen Überlegungen werden die Könige als erste Gruppe behandelt, obwohl sie wegen ihrer Heterogenität vom Verfasser zu Recht als Ausnahme bezeichnet werden (S. 27–53). Danach stehen verschiedene Gruppen im Mittelpunkt, wie sie für Livius’ Darstellung der Republik typisch sind (S. 53–203). Nach einem kurzen Blick auf die durch die aristokratischen Familientraditionen präfigurierten Rollen (S. 56–68) ist es vor allem der historische Komplex der Ständekämpfe, der eine ausführliche Berücksichtigung findet und bei dem sich der hier verfolgte Ansatz als besonders fruchtbar erweist, da sich sowohl auf Seiten der Plebejer wie der Patrizier wiederkehrende Rollen ausfindig machen lassen (S. 69–127). Als ebenfalls sehr vielversprechend erweist sich danach das Alter als Faktor für eine typisierende Darstellung, so dass man sich vielleicht sogar eine eingehendere Behandlung gewünscht hätte (S. 129–134). Eine solche erfahren im Folgenden die Rollen der verschiedenen Magistrate und Senatoren (S. 134–150) sowie der Befehlshaber und Befehlsempfänger im militärischen Bereich (S. 150–177). Mit einem Seitenblick auf die in der antiken Geschichtsschreibung immer die Ausnahme bildenden Frauen (S. 178–195) und die „Psychologie der Masse“ als solcher (S. 195–203) endet daraufhin der Teil, der sich sozusagen mit dem innerrömischen Blick auf Römer beschäftigt. Im Folgenden geht es sodann einerseits um die Wahrnehmungen römischen Verhaltens, die Livius den Vertretern anderer Völker in den Mund legt (S. 204–216), sowie um die – häufig ebenfalls recht stereotype – Beschreibung von Nichtrömern (S. 217–243). Besondere Aufmerksamkeit findet in diesem Zusammenhang die Wiedergabe von Romkritik vor allem in Form der sog. Barbarenreden, bei der sich der Verfasser gegen die Tendenz der jüngeren Forschung (der sich auch der Rezensent zurechnet) ausspricht, diese abweichenden Stimmen als ernsthaftes Element einer multiperspektivischen Darstellung zu verstehen, da der weitere Verlauf der Handlung regelmäßig die römische Sichtweise bestätige (S. 229–232). Abschließend finden sich einige interessante Überlegungen dazu, welche Folgen die sich im Laufe der livianischen Darstellung vollziehende römische Expansion auf die Darstellung des Verhältnisses von Römern und Nichtrömern gehabt haben dürfte (S. 243–255).

Das zweite Kapitel „Der einzelne Akteur als moralischer Agent im historischen Prozess“ (S. 256–385) konzentriert sich nun auf die individuelle Ebene.

Die Reihenfolge der Behandlung erscheint auf den ersten Blick zwar kontraintuitiv, ist aber deswegen sinnvoll, weil auf diese Weise die zum Teil recht gut bekannten Einzelpersonen gerade auch als Ausnahme von ihrem Typus oder ihrer Gruppe in den Blick genommen werden. Zu diesem Zweck wird zunächst aufgezeigt, mit welchen Mitteln Livius einzelne Akteure hervorhebt (S. 256–285), wobei neben Porträts und Reden auch historische Vergleiche berücksichtigt werden, auch wenn der Verfasser sich skeptisch gegenüber den von der Forschung vermuteten impliziten Bezügen auf die Entstehungszeit des Werkes im Allgemeinen und Augustus im Besonderen zeigt (S. 279–285). Danach wird die Bedeutung des menschlichen Handelns in Livius' Geschichtsbild eingeordnet und in Relation einerseits zum Wirken des *fatum* (recht knapp) und andererseits (ausführlich) zur Rolle der Gemeinschaft gesetzt (S. 285–329). Sodann rückt die interessante Frage in den Fokus, welche Rolle die Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie die zwischen beiden eventuell auftretenden Discrepanzen für die Einschätzung der Figuren spielt, was unter anderem am Beispiel Hannibals verdeutlicht wird (S. 330–368). Abschließend wendet sich der Verfasser der Frage nach der Konsistenz der livianischen Charakterzeichnung zu und spricht sich in kritischer Auseinandersetzung mit der vor allem von David S. Levene (*Livy on the Hannibalic War*, Oxford 2010, 164–213) vertretenen gegenteiligen Sichtweise für im Großen und Ganzen stimmige Darstellungen aus (S. 368–385).

Das relativ kurze letzte Kapitel „Akteure als Verkörperungen des historischen Wandels und des Gleichbleibenden“ (S. 386–418) hat bereits resümierenden Charakter und bietet eine Einordnung der Bedeutung der Einzelfiguren in die Darstellung der historischen Prozesse in *ab urbe condita* im Ganzen. Hier wie in der sich anschließenden Zusammenfassung (S. 419–429) wird deutlich, dass der Verfasser davon ausgeht, dass Livius ein homogenes und letztlich romanisierend-positives Bild der römischen Geschichte präsentiert. Auch die auf den ersten Blick gelegentlich widersprüchlichen Bewertungen des Handelns historischer Figuren lassen sich in dieses Modell einfügen, wenn man die Darstellung im unmittelbaren Kontext von der übergreifenden Perspektive auf die längerfristigen historischen Prozesse trennt (S. 420f.). Auch wenn sich diese Unterscheidung in vielen Fällen tatsächlich erfolgreich vornehmen lässt, zeigt sich hier doch auch die generelle Tendenz des Verfassers, die Aussagen des livianischen Werkes zu harmonisieren und diejenigen Widersprüche aufzulösen, die in der jüngeren Forschung als Elemente einer multiperspektivischen

Darstellung hervorgehoben wurden. Er versteht seine Untersuchung daher auch bewusst als Argument gegen die in seinen Augen übertriebene Betonung des offenen Charakters des Textes und der partizipativen Rolle des Rezipienten bei der Lektüre von *ab urbe condita*. Als einer der Vertreter dieser Richtung ist der Rezensent zwar nicht von allen Argumenten überzeugt, von der engagierten und stets fairen Auseinandersetzung aber sehr angetan. Wie auch immer man über diesen Punkt denkt, dem Verfasser ist jedenfalls zu einem wirklich substantiellen Beitrag zur Liviusforschung zu gratulieren, der das Verständnis der Personen in historischen Prozessen wesentlich erhellt.

Technische Universität Dresden

Dennis Pausch
dennis.pausch@tu-dresden.de

ANDREAS SIRCHICH VON KIS-SIRA, Hrsg.

Der Aeneis-Kommentar von Juan Luis de la Cerda (1612). Kritische Edition, Übersetzung und Erschließung des ersten Buches

Hildesheim/Zürich/New York, Olms. 2020. 2 Bde: 591 S.; 633 S. 8°

(*Noctes Neolatinae*, 36.)

Der bis heute umfangreichste Vergil-Kommentar stammt aus der Feder des spanischen Jesuiten Juan Luis de la Cerda (* um 1558 in Toledo; † 1643 in Madrid). Als Professor am Kolleg seines Ordens in Madrid, wo er den größten Teil seines Lebens verbrachte, hatte der gelehrte Priester es sich zur Aufgabe gemacht, das gesamte vergilianische Werk mit detaillierten Erläuterungen zu versehen. Ergebnis dieser Arbeit war ein gewaltiger Vergil-Kommentar in drei Bänden auf über 2000 Folio-Seiten. 1608 erschien der Kommentar zu den *Eklogen* und den *Georgica* gemeinsam in einem Band, 1612 wurde der erste Teil des *Aeneis*-Kommentars, der die Bücher 1 bis 6 umfasst, gedruckt, 1617 folgte schließlich der dritte Band, der den zweiten Teil der *Aeneis* behandelt. Die einzelnen Bände wurden noch zu Lebzeiten des Autors, teils leicht erweitert und bearbeitet, mehrfach neu aufgelegt und fanden weite Verbreitung. Im Jesuitenorden genoss la Cerda an seinem Lebensabend größtes Ansehen und der Trauerredner an seinem Grab rühmte ihn als einen Ordensbruder, „dessen Schriften der *Societas* zum Ruhme gereichten“ (S. 15). Mit seinen monumentalen kommentierten Vergil-Ausgaben legte la Cerda ein maßgebliches Werk vor, dessen Wirkung sich zu entziehen mehr als 250 Jahre lang kein Vergil-Forscher, -Herausgeber oder -Kommentator vermochte. Erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts begann das Interesse daran zu sinken und über la Cerda legte sich zusehends ein Schleier der Vergessenheit, der bis heute noch nicht wieder ganz gelüftet ist. Umso erfreulicher ist es, dass Andreas Sirchich von Kis-Sira mit seiner hier zu besprechenden Arbeit den spanischen Ordensmann wieder in das Blickfeld der Forschung rückt, gerade auch angesichts des seit einigen Jahren wachsenden Interesses an der humanistischen bzw. frühneuzeitlichen Kommentarliteratur.

Sirchich von Kis-Sira hat es in seiner 2020 bei Olms in der Reihe *Noctes Neolatinae* erschienen Arbeit unternommen, für den das erste *Aeneis*-Buch behan-

delnden Teil von la Cerdas Vergil-Kommentar eine moderne kritische Ausgabe zu besorgen. Es handelt sich dabei um eine leicht überarbeitete Fassung der 2018 an der Universität Marburg angenommenen Dissertation des Herausgebers. Den Hauptteil der Arbeit bildet die Edition des lateinischen Textes, dem eine deutsche Übersetzung und erklärende Noten beigegeben sind. Ob des gewaltigen Umfanges des edierten Textes – der vergilianische Text und la Cerdas Kommentar zum ersten Buch der *Aeneis* füllen in der *editio princeps* von 1612 nicht weniger als 144 Folio-Seiten – ist Sirchich von Kis-Siras Ausgabe auf zwei Bände aufgeteilt. Der erste Band beinhaltet die Einleitung des Herausgebers und die Verse 1 bis 264, der zweite Band umfasst die Verse 265 bis 760.¹

Folgende Besprechung behandelt schwerpunktmäßig die Einleitung, die – man sehe dem Rezensenten das vorgreifende Urteil an dieser Stelle nach – wohl den gewinnbringendsten Teil der Arbeit darstellt, bietet sie doch weit mehr als eine bloße Einführung in das edierte Werk und dessen Autor, sondern kommt in ihrem Gehalt und ihrer Fülle schon beinahe einer kleinen Studie zur frühneuzeitlichen Kommentarliteratur und la Cerdas Verortung darin gleich.

Die umfangreiche Einleitung (S. 9–189), mit der Sirchich von Kis-Sira in den von ihm edierten Text einführt, besteht aus sechs Kapiteln. Unter der Überschrift „Verortung des Werks“ (S. 13–25) gibt der Herausgeber im 1. Kapitel in groben Zügen einen allgemeinen Überblick zum Autor und dessen Zeit. Nach einer kurzen (weil wenig ereignisreichen) Biographie von Juan Luis de la Cerda (S. 13–15) stellt Sirchich von Kis-Sira in den folgenden beiden Unterkapiteln (S. 15–25) die politischen, religiösen und kulturellen Zeitumstände vor, die das Denken des spanischen Jesuiten geprägt und in der Folge auch dessen pädagogisches und literarisches Werk geformt haben. Dabei wird ausgehend von einem allgemeinen Bild der Epoche, die nach der Entdeckung der Neuen Welt durch Christoph Kolumbus Spanien zur Weltmacht aufsteigen sah, gekonnt der Bogen von den größeren Entitäten Staat, Kirche und Geistesleben

¹ La Cerda zählt in seiner *Aeneis*-Ausgabe (wie damals üblich) die vier Vorschaltverse (*Ille ego ... horrentia Martis*), die heute mit 1^a–1^d bezeichnet werden, als 1–4, sodass v. 1 (*Arma virumque* ...) bei ihm als v. 5 gezählt wird. Um die Benützbarkeit von la Cerdas Kommentar gemeinsam mit modernen *Aeneis*-Ausgaben zu erleichtern, gibt Sirchich von Kis-Sira bei Verweisen auf das erste Buch stets auch die heutige Zählung in Klammern an (vgl. Bd. I, S. 549).

hin zu einer der zentralen Institutionen im kulturellen, religiösen und politischen Getriebe dieser Zeit geschlagen, nämlich zur Gesellschaft Jesu. Von dort ist es dann nicht mehr weit bis in die Klassenzimmer des Jesuitengymnasiums, also jenem Ort, für den la Cerda seinen Vergil-Kommentar verfasst hat. Am Ende dieses Abschnitts werden dem Leser in einem kurzen Überblick die Eckpfeiler der *Ratio Studiorum* und der jesuitischen Schulbildung in Erinnerung gerufen. Diese sollte nach den Vorstellungen der Pädagogik der Jesuiten idealiter nicht nur eine rein sprachliche Bildung sein, sondern eine allumfassende, „eine Bildung, die Wissen und Tugend vereint“ (S. 51).

Nach diesen allgemeinen Ausführungen wendet sich der Herausgeber im 2. Kapitel („Charakterisierung des Werks“, S. 25–51) la Cerdas *Aeneis*-Kommentar zu. Eingangs wird der typische Aufbau eines humanistischen Klassiker-Kommentars skizziert (S. 26–31): Ein humanistischer Klassiker-Kommentar zielt, wenn man so will, in zwei Richtungen, einerseits in einem pädagogischen Ansatz auf eine Aktualisierung der Texte für die Gegenwart, andererseits ist er aber in einem historischen Ansatz auch bestrebt, die antiken Texte als Produkt und Zeugnis ihrer Zeit zu interpretieren und Fremdgewordenes zu erklären. Der zu besprechende Text wird dazu für gewöhnlich in kleine Sinnabschnitte gegliedert, die dann Schritt für Schritt nach einem vorgegebenen Schema kommentiert werden. Dabei lassen sich stets drei zentralen Elemente ausmachen: *argumentum* (kompakte Inhaltsangabe in Prosa), *explicatio* (Annäherung an den speziellen Bedeutungsinhalt des Abschnitts) und *notae* (Kommentierung einzelner Wörter und Satzteile, die – aus welchem Grunde auch immer – einer näheren Erläuterung bedürfen). Der dritte Teil, die *notae*, ist regelmäßig am umfangreichsten. Dort findet „nicht nur alles Platz, was für das inhaltliche Verständnis des *Aeneis*-Textes nötig ist, sondern auch dafür [sic!], sich über die Wirkung des Textes die sprachliche Gewandtheit des Dichters zu eigen zu machen“ (S. 28).

Im Anschluss daran untersucht Sirchich von Kis-Sira la Cerdas Kommentierungs-Methode (S. 32–36), die er mit dem Begriffspaar *explicare* und *expendere* zu umreißen sucht, wobei sich ersteres mehr auf Einzelauslegungen beziehe, zweiteres auf Deutungen des Gesamten im größeren Zusammenhang. Im darauffolgenden Unterkapitel (S. 36–42) wendet sich der Herausgeber den Quellen zu, die la Cerda bei seiner Arbeit herangezogen hat. Über viel mehr als eine Auflistung der von diesem benutzten Autoren – es sind dies rund 300 antike

und 150 neuzeitliche Schriftsteller – sowie einigen Beobachtungen ganz allgemeiner Natur kommt dieser Abschnitt jedoch nicht hinaus. Was diese Seiten aber anschaulich vermitteln, ist ein Bild, das den Jesuitenpater als einen gelehrten und in den griechischen und römischen Altertümern gründlich bewanderten Mann zeigt. Es folgt dann ein Abschnitt zu den „Adressaten“ (S. 42–47) von la Cerdas Kommentar. Geschrieben wurde dieser in erster Linie für den Gebrauch im Unterricht an den Schulen der *Societas Iesu*. Sirchich von Kis-Sira zeigt hier zunächst, wie das Werk die in der *Ratio Studiorum* festgeschriebenen Vorgaben umgesetzt hat, um dann etwas konkreter die Verwendung des Kommentars im Unterricht der obersten Grammatikklasse und der Poetik zu skizzieren. Damit wird in das letzte Unterkapitel übergeleitet, das sich den „Zielsetzungen“ (S. 47–50) des Kommentars widmet. La Cerda hatte mit seinem Kommentar einerseits die Vermittlung literarischen Wissens und die Schulung von Sprache und Ausdruck im Sinn (mit dem Ziel, das eigene literarische Wirken der Schüler zu unterstützen), andererseits war er aber auch bestrebt, durch philosophische Lehrsätze die Ausbildung von Charakter und Tugend zu fördern.

Das 3. Kapitel steht unter dem Titel „Bezugsnormen zur Beurteilung von Vergil – Die *Virgilio Elogia*“ (S. 51–92). Nachdem in Kapitel 2 die Aufmerksamkeit ganz la Cerdas *Aeneis*-Kommentar gegolten hatte, greift Sirchich von Kis-Sira nun wieder etwas weiter aus und wirft einen Blick auf ‚la Cerdas Vergil‘. La Cerda hatte seinem *Georgica*-Kommentar *Virgilio Elogia* vorangestellt, in denen er unter Zusammentragen einer Masse von Autorenbelegen die „Göttlichkeit und Vollendung“ Vergils zu beweisen sucht. Dabei stützt er sich auf sieben Punkte: 1. Vergils Geburt, 2. die drei Dimensionen des Guten (*honestum*, *utile*, *iucundum*), 3. Vergils Fertigkeiten (*artes*), 4. Vergils Überlegenheit über andere Schriftsteller, 5. Vergils Dichtung, 6. Vergils Attribute und schließlich 7. Vergils Ehren (S. 51). Sirchich von Kis-Sira untersucht nun im dritten Einleitungskapitel die Punkte 2 bis 5 etwas eingehender und öffnet damit gleichsam ein Fenster in das poetologische und pädagogische Denken seines Vergil-Kommentators. Beispielfhaft sei im Folgenden eine Auswahl davon in groben Zügen skizziert. In 3.1 („*Honestum, utile, iucundum*“, S. 51–54) zeigt der Herausgeber, wie es für den Jesuitenprofessor la Cerda aus pädagogischer Sicht kein besseres Werk als Vergils *Aeneis* geben könne. Kein anderes vermöge nämlich *virtus* und *sapientia* in gleicher Weise zu vermitteln, „da nicht nur kein Besserer als Aeneas als Lebensvorbild zu finden, sondern auch Vergil selbst [...] Vorbild

für gute Sitten und Literatur sei“ (S. 54). Der darauffolgende Abschnitt 3.2 („*Artes*“, S. 54–68) behandelt das Bild von Vergil als ein *omnium artium doctissimus poeta*, als ein Dichter von umfassenden Kenntnissen in allen denkbaren Wissenschaften. Eingehend befasst Sirchich von Kis-Sira in diesem Zusammenhang damit, wie la Cerda bestrebt ist, Vergils „breitgefächerte philosophische Bildung“ herauszustreichen, und dabei ein besonderes Augenmerk auf die in der *Aeneis*, die sich in den Augen ihres humanistischen Kommentators auch als eine Art Fürstenspiegel lesen lasse, vermittelte Staatsphilosophie legt. Wiederholt nutzt la Cerda die Gelegenheit an entscheidende Krisen- und Konfliktsituationen der handelnden Hauptpersonen, innezuhalten, um politische Überlegungen für die eigene Zeit, deren Adressaten in erster Linie die adeligen Jesuitenzöglinge – die zukünftige Machtelite Spaniens – sein sollten, anzustellen. In Vergils Werk fänden diese alles angelegt, dessen man bedürfe, um die Tugenden eines vollkommenen Staatsmannes zu verinnerlichen. Auch an einer Menge an praktischen Exempeln fehle es dabei nicht, etwa Beispiele für eine richtig aufgebaute und wirkungsvolle Rede, in der Politik ein unverzichtbares Machtinstrument. Im zweiten Teil dieses Abschnitts legt der Herausgeber den Fokus auf die *virtus oratoria* des Dichters aus Mantua. Darin übertriffe dieser, so la Cerda, der Vergils Fertigkeit, durch die Rede die Affekte der Zuhörer zu lenken (*singularis magister in movendis affectibus*), herausstreicht, sogar Cicero, den Fürsten der antiken Redekunst. Das abschließende Kapitel 3.5 (S. 85–92) ist der Realienkommentierung gewidmet. Im Rahmen der Realienlauerungen, die nicht selten weit über das hinausgehen, was zum unmittelbaren Textverständnis nötig ist, und mitunter sogar den Umfang kleiner Abhandlungen zu einem bestimmten Thema erreichen, hat la Cerda eine schier unüberschaubare Menge gelehrten Wissens mit zahllosen Literaturbelegen zusammengetragen. Anhand der Ausführungen la Cerdas zur Sitzordnung bei Tisch (Anlass ist das Gastmahl, das Dido in ihrem Palast zu Ehren der Trojaner am Ende von Buch 1 gibt) nimmt Sirchich von Kis-Sira dessen Methode bei der Kommentierung von Realien etwas genauer unter die Lupe.

Kapitel 4 der Einleitung (S. 92–100) bietet einen Überblick zur Nachwirkung von la Cerdas Kommentar von seinem Erscheinen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bis in die heutige Zeit. Mit viel Akribie hat Sirchich von Kis-Sira in diesem Abschnitt eine große Zahl an Vergil-Ausgaben und -Kommentaren zusammengetragen und sie auf Spuren von la Cerdas Arbeit hin untersucht. Bis ins 19. Jahrhundert wurde das monumentale Werk des spanischen Jesuiten

immer wieder von den Kommentatoren und Editoren aufgegriffen. Erst der veränderte Literaturbegriff der Romantik im ausgehenden 18. Jahrhundert, in dem die *imitatio* der Genieästhetik hatte weichen müssen, und der Umschwung, der sich im Anschluss an Friedrich August Wolf (1759–1824) in der Klassischen Philologie vollzogen hat, ließen la Cerda allmählich in Vergessenheit geraten und an Bedeutung für die Vergil-Forschung verlieren. Im 20. Jahrhundert spielte er eine ganz marginale Rolle, erst in jüngster Zeit fällt sein Name wieder häufiger.

Das 5. Kapitel (S. 101–108) widmet Sirchich von Kis-Sira einer gründlichen Aufarbeitung des Forschungsstandes. Das die Einleitung beschließende 6. Kapitel (S. 108–126) ist einerseits der Textgeschichte des *Aeneis*-Kommentars gewidmet, andererseits gibt der Herausgeber darin auch minutiös (und mitunter wohl etwas detaillierter als unbedingt nötig) Rechenschaft über die Prinzipien, die er bei der Erstellung von Edition, Übersetzung und Kommentar befolgt hat.

Den Kern der hier besprochenen Arbeit bilden aber die kritische Edition des lateinischen Textes und die dazugehörige deutsche Übersetzung. Diese ist in verständlichem Deutsch gehalten und liest sich durch und durch angenehm. Für manchen Leser, der an den „sehr knappen und prägnanten Schreibstil“ (S. 126) von la Cerda nicht gewöhnt ist und deshalb bisweilen vor kleinen Verständnisproblemen stehen mag, bietet der Herausgeber damit eine sicherlich willkommene Unterstützung. An Edition und Übersetzung hat Sirchich von Kis-Sira noch einen zusätzlichen Kommentar angefügt, der in besonderen Fällen helfen soll, den humanistischen Kommentar und seine Eigentümlichkeiten tiefer zu erschließen, als dies in der Einleitung möglich gewesen ist. Dass aber auch darin bei weitem nicht alles, was an la Cerdas Text interessant oder besprechenswert wäre, ausführlich erörtert werden kann, sondern die Erklärungen vielmehr auf das Nötigste beschränkt werden müssen, versteht sich, nichtsdestotrotz bietet der Herausgeber mit seinen Anmerkungen bei Bedarf eine wertvolle Hilfe, die man nur ungern missen möchte.

Andreas von Sirchich von Kis-Sira legt mit seiner Edition von Juan Luis de la Cerdas Kommentar zum ersten Buch der *Aeneis* mehr als nur eine mustergültige Ausgabe mit Übersetzung vor. Gerade mit der umfangreichen Einleitung, die weit mehr als eine bloße Einführung in die edierte Schrift darstellt, liefert er ein solides Fundament für die weitere Erschließung des monumentalen *Opus* des spanischen Ordensmannes, das heute etwas zu Unrecht nur ein bescheidenes Randdasein in der Vergil-Forschung fristet. Allein der Umfang von Sirchich von Kis-Siras Kommentar zum Kommentar, der noch einmal knapp 100 Druckseiten füllt, gibt eine

Ahnung davon, wie viel es in la Cerdas Werk zu entdecken gibt und wie lohnend und gewinnbringend eine eingehendere Beschäftigung damit sein kann.

Leopold-Franzens-Universität Innsbruck

Stefan Z a t h a m m e r
stefan.zathammer@uibk.ac.at

TOM WELLMANN

Die Entstehung der Welt. Studien zum Straßburger Empedokles-Papyrus

Berlin/Boston, De Gruyter. 2020. XIII, 234 S. Gr.-8°

(*Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte*, 142.)

This is a study of Empedocles in light of the Strasbourg papyrus of Empedocles, *P. Strasb. gr.* Inv. 1665–1666, first published in 1999. The study is a revised version of the author's thesis, defended in 2018. Although Wellmann, henceforth W., has some textual suggestions to offer and prints his text of the new material in chapter 9, his main goal is not so much to re-edit the text as to offer a re-thinking of various older debates in light of this new evidence, as well as to propose his own interpretations of the new passages which have only begun to be discussed. W.'s overall thesis can be most succinctly described as the latest version of the case for the non-traditional or asymmetrical interpretation of Empedocles' cosmic cycle. In particular, he is out to show that the new papyrus evidence, which some have claimed confirms the traditional view, does not in fact do so.

Before turning to the contents it will be useful for those not already familiar with the subject to introduce Empedocles briefly, and then to say a few words about the papyrus. Working in the wake of Parmenides' critique of change, Empedocles advanced a doctrine of four eternal elements (earth, water, air, and fire) whose interactions occur under the alternating influence of two psychological-cosmic powers, Love and Strife. Under Love the elements fuse together into larger mixtures or bodies, while under Strife they pull apart. These six principles underlie the world and all of its inhabitants. At one point Love completely subsumes the elements into a single unified being, a god that Empedocles calls the *Sphairos*. This unity comes to an end when Strife reasserts itself, and the elements begin to go their separate ways. In our world both powers are present and active. This alternation is known as Empedocles' cosmic cycle, but as we will see below, the exact sway of Love and Strife is debated. Although the majority of our fragments are cited from a work entitled *On Nature*, some sources also quote from a poem entitled the *Purifications*, in which Empedocles discloses that he is a god in exile from the company of the 'blessed' (see Diels-Kranz fragments B 112 and B 115). The relation, if any, between these two sides

of Empedocles' thoughts is the object of a fundamental, long-standing debate. Despite the occurrence of two titles, some scholars (including this reviewer) think it more likely that all of the fragments go back to a single original work. But W. is a two-works man.

The papyrus, in a nicely legible book-hand from the first century CE, consists of four major 'ensembles' or sections, **a**, **b**, **c**, **d** assembled from smaller pieces, with a few smaller sections, **e** to **k**. Of these, sections **a** and **c** overlap with extant fragments from Empedocles' *On Nature* known to us from Simplicius, making the identification of the text certain. The two biggest revelations from the papyrus are the following. 1) In section **d**, Empedocles interrupts an account of the origin of life to lament his sins of meat-eating. This does not instantly collapse the two works into one, but it does show, conclusively, that the *On Nature* also dealt with religion and reincarnation lore (but see W.'s reading of this material below) 2) Section **a**, the largest, which overlaps with the end of the 35-line Diels-Kranz fragment B 17 and continues it for a further 34 lines, contains a stichometric mark in the margin, a capital gamma between two lines, meaning '300'. This means that we can fix the exact location of B 17 + ensemble **a** within the work: the whole passage was *On Nature* Book 1, lines 232–300. Since the ancient roll is set out in regular columns of 30 lines, that also means that B 17 + section **a** will have spanned columns 8 to 10 of the roll. In terms of content, these lines were almost certainly the principal presentation of doctrine of the cosmic cycle in the work. Since the initial (1999) edition, Richard Janko, in an important 2004 *ZPE* article, has further advocated placing all of the sections in close proximity, with section **c**, which overlaps with B 20, as the top eight lines of column 11, and then sections **d**, **f** and **b** together in column 12. Most later editors, including W., adopt this relative ordering of the material, without necessarily also taking on Janko's exact column numbering.

We can now begin to turn to the volume. After a first introductory chapter, W. builds his case over chapters 2 to 7, largely following the textual reconstruction described above, but also taking in other passages as needed to support his arguments. Chapter 8, 'Zusammenfassung', summarizes his reconstruction, while chapter 9 presents his edited Greek text with a facing page German translation. The study is followed by a brief biographical memoir devoted to W.'s ancestor, the philologist Eduard Wellmann (1842–1918). A general bibliography, which runs to 2016, is succeeded by a short bibliography to the memoir (why not put it with the memoir?), and then various indices round out the book.

What then is the substance of W.'s case? Unfortunately, in order to discuss that, I must offer yet another introduction, this time to the debate on the cosmic cycle. While all parties agree that the world we inhabit is a product of the shared influence of Love and Strife, disagreement arises as to how we should understand the current direction of the world and the phases of the cycle from one *Sphairos* to the next. The more standard but hardly unanimous modern view, supported by Aristotle, is that we live in the world of rising Strife, subsequent to its disruption of the *Sphairos*. There is indeed plentiful evidence for cosmology under Strife, for example that the heavens were produced by the separation of air and fire from an original mix. If we also assume the equality of Love and Strife, as seems required by the very idea of a cycle, this would imply a balancing counter-reign of Strife, a phase or at least instant of maximal elemental separation, when compounds can no longer exist. While there is some ancient evidence for this, it is unclear. But now, less plausibly, such a view would also seem to entail that Empedocles must have in fact posited a *double* cosmology and zoogony, one for each half of the cycle: one cosmology-zoogony under rising Strife, from the *Sphairos* to our world and its eventual dissolution; another cosmology-zoogony under rising Love, from fully separated elements to inhabited world. When we look to the evidence, however, we find that Love is often connected to zoogony, and never to cosmology. When, in fragment B 35, Empedocles describes the return of Love to the elements, the immediate result is mortal creatures, not a world. Note, finally, that according to the traditional theory of a symmetrical double cosmogony-zoogony, the fragments describing Love's creation of the limbs would have to be situated not in the past of this, our world, but in a previous counter-world of rising Love.

Given these added complications, why then posit a fully symmetrical cycle? Once can certainly see why some, including W., prefer a more economical narrative in which Strife creates our cosmos, by separation, and then Love fashions our limbs and perhaps us. The answer, in my opinion, is simply that the balance of evidence supports the traditional double cosmogony-zoogony. This, however, is not the place to argue for that, but to scrutinize W.'s arguments for the alternative. Although I believe the case to be ultimately wrong, W's treatment is original, based on a close reading of the texts, and fully informed. In what follows, I will try to give an accurate account of W's positive arguments and then to suggest those moves that to me seem most questionable.

W. makes a good start at pp. 16–19, by showing how weak the papyrological support is for Primavesi's textual reconstruction of lines 1.273–87 (the portion of section **a** that continues B 17) as a positive account of the reign of Strife. W. often has in his sights Professor Primavesi, one of the editors of the *editio princeps* of the papyrus, and the author of many other important editions and studies, who is also an adherent of the traditional, symmetrical cycle. There is nothing malicious about this, since it merely reflects Primavesi's status as the current authority.

After that brief *pars destruans*, W.'s positive case begins in chapter 2, 'Der Wechsel zwischen Mehreren und Einem' with his analysis of B 17. After declaring his intention to defend the non-symmetrical view of the cycle, he advances what I think is an overly Heraclitean reading of the passage, and through it, the cosmic cycle (see Plato *Sophist* 243a). W. insists that the alternation of one and many, which is so prominent in B 17, is both fundamental and never-ending. This is half-true in so far as W. seems right to push back against any exclusively macro or micro-cosmic reading, but wrong when he sees it as axiomatic and not reducible to any other terms. W. next recognizes the importance, for the double-zoogony, of Panzerbeiter's 1844 emendation of the received text of B 17.5/1.246, θρυφθεῖσα, to θρεφθεῖσα, and rejects it (p. 36–42). He then defends the eternity of the elements, but otherwise seems to lump all types of mixture together as undifferentiated 'ones', ignoring Empedocles' interest in the variety of mixtures and their products. More than that, he fails to see that plants and animals themselves have parts, each part having its own structure and elemental ratios. Empedoclean living beings are more than just mixtures: they are complex one-and-many structures.

Chapter 3 gives a good analysis of Love and Strife as principles and suggests that a lot of Strife's work can be attributed instead to the like-to-like principle. I was not persuaded by that, nor by W.'s reading of the simile of the painters (B 23), where W. sees only Love/Kypris at work, whereas the duals, surely, are meant to evoke Love and Strife (note B 23.4: τὰ μὲν πλέω, ἄλλα δ' ἐλάσσω). Otherwise he is right to note that the characterisation of Strife is always negative. In ch. 4 p. 82, W. correctly restores 1.273 to πά]ντῃ δ' ἄισσοντα [διαμ]ερεῖς οὐδ[αμὰ λήγει, at which I cheer, but then goes too far in claiming, in large part on its basis, that the elements are forever in motion, even during the *Sphairos*. Surely the scope of the sentence may have been limited by the

context. The passage is poorly preserved, so it might only mean that ‘the elements never cease soaring about in all directions’ when they are not in the *Sphairos* or the like. W. spends the next pages arguing implausibly against a considerable amount of Aristotelian evidence, but the question is too detailed to consider here. But he is correct, in my view, to reject the evidential worth of the Byzantine scholia.

Chapters 5 and 6 deal with, respectively, cosmology and zoogony. In cosmology, W. proposes a moderate reign of Strife, a period of elemental churn so strong that no living creatures survive, but argues against the modern hypothesis of fully separated elemental spheres. He takes the new lines 1.285–7 to describe a period of ‘peak’ Strife prior to Love’s action at the start of the zoogonic phase, according to his revised single cosmogony-zoogony, and offers a detailed and interesting but problematic account of the origins of the sun. Chapter 6 sees W. engage with zoogony. This is one of the richest chapters, but again the material is too complex to discuss in a review, especially the complicated doxographic testimony A 72 on the different stages of the origins of life, nor can I adequately summarize, let alone criticize how W. deals with B 62, the key positive evidence for a zoogony of Strife. In other respects, however, W. rightly rejects Primavesi’s reading of the new lines 1.291–300 as the introduction to an excursus, p. 133: ‘...dass hier kein Exkurs einleitender Neueinsatz stattfindet, sondern den Übergang zu einem bisher nicht behandelten Teil der Naturphilosophie ankündigt.’ For who is to say what is or is not on topic, against the primary text? W. next engages with the biological-zoogonic material from section **d**. There is much of interest here but also much to contest, again most of it too detailed to discuss. W. follows Janko (2004) in integrating sections **f** and **d** to the same column, but otherwise his suggestions for the text are not so much wrong as proceeding from premises I reject. A more recent suggestion, too late for W. to have noted, is that the passage may describe the origins of trees, rather than animals, see C. Ferella (2019) in *Classical Quarterly* 69.1:75–86.

Chapter 7 is devoted to Empedocles’ conception of life and death according to sections **c**/B 20 and especially **d**. The latter, as noted above, contains material that presents a strong thematic identity with *Purifications* material and which, it is generally recognized, now shows the unity of Empedocles’ thought. W. concedes this much on p. 162, but for all that rejects a reference at **d** 5 to 10, to

reincarnation lore. To my mind, W. tries too hard to explain *away* the other-worldly side of Empedocles' thought, by giving an autobiographical reading of his outcry against meat-eating or sacrificial slaughter. According to W., Empedocles' lament at d 5–7 expresses his horror at recalling his first participation in sacrifice, instead of lamenting his fall from the gods as narrated in B 115. Yet at p. 183 n. 528 W. seems open to restoring d 8 to ἐξικ]γούμε[θα γὰρ πολυβενθ[ῆα χῶρον], ὅϊω, which would directly connect his outcry to the theme of heavenly exile. The question is bound to remain controversial, but against W., let me point out one important consideration in favour of including reincarnation within the *On Nature*. In the poetic formula found at lines 1.269–72, repeated elsewhere in the poem, Empedocles lists the living kinds produced by the elements, and puts long-lived gods at the top of the list: 1.272: καί τε θεοὶ δολιχαίωνες τιμῇσι φέριστοι. If there are naturalized gods in an Empedoclean cosmos, as there also are in Plato's *Timaeus*, it does not seem that unthinkable to include reincarnation.

This is a careful and closely argued re-thinking of Empedocles that makes full use of the new papyrological material. If I have found much to disagree with, that is simply par for the course in Empedoclean studies, where no such thing as a consensus exists, even on the most fundamental issues. As is the function of a review, I have concentrated on points I found open to question, passing over many other points of agreement.

University of Edinburgh

Simon Trépanier
simon.trepanier@ed.ac.uk

Begründer:

o. Univ.-Prof. Dr. Robert Muth †

Schriftleitung und für den Inhalt verantwortlich:

Ass.-Prof. Dr. Simon Zuenelli

Redaktion Anzeiger für die Altertumswissenschaft

Leopold-Franzens-Universität Innsbruck

Institut für Klassische Philologie und Neulateinische Studien

Langer Weg 11

A-6020 Innsbruck

Tel. +43 (0)512 507 37603

E-Mail: anzeiger-altertumswissenschaft@uibk.ac.at

URN: <https://resolver.obvsg.at/urn:nbn:at:at-ubi:3-4555861-6>

DOI: <https://doi.org/10.25651/3.4555861>



Dieses Werk ist lizenziert unter einer [Creative Commons Attribution 4.0 International License](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/), welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern der/die ursprüngliche(n) Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß genannt, ein Link zur Creative Commons Lizenz beigefügt und angegeben wird, ob Änderungen vorgenommen wurden.